Deutsche
Unterhaltungs-Bibliothek.

Zweite Serie.

Vierter Band:

Der Herzog an der Leine.

V.

Berlin, 1861.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Der Herzog an der Leine.

Von

Hermann von Maltitz.

Dritte Abtheilung:

Der Vetter des Herzogs und die Göttinger Bürger.

Erster Theil.

Berlin, 1861.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Das Jahr 1381 war bis zur Mitte Februars vorgerückt; der Winter war nicht so kalt, frostig und schneeblendend, wie im Januar des vergangenen Jahres, wo wir den jungen Herzog Friedrich, des Magnus Torquato's hinterlassenen, ältesten Sohn, auf dem Schlosse Wolfenbüttel als einen zeitweisen Strafgefangenen antrafen, und der Herzog Otto in aufgeregter Stimmung schnell folgende Angriffe auf die Stadt Braunschweig unternahm, aber auch nachdrückliche Zurückweisungen erhielt; wir wissen, wie Kalm's Tochter von der Hand der Eiferfucht vor den Absichten Otto's gerettet, der junge Herzog von Kurd von Weferlingen verwundet, der Patrizier Kalm gegen den Sohn des Aßeburger Ritters ausgewechselt und ein einjähriger Frieden und Waffenstillstand zwischen Otto und der Stadt abgeschlossen wurde, den der Herzog auf Breido's schlauen Rath einging, um mit um so größerer Sicherheit im Rücken den Kriegszug gegen Hardegsen zu unternehmen.

Johann von Weferlingen, welcher während des Herzogs Abwesenheit die Stelle eines Burghauptmanns zu Wolfenbüttel versah, fügte sich, bei seinem räuberischen, streitlustigen Sinne nur sehr schwer in den einjährigen Frieden und hätte gern mit der Stadt Händel und daraus einen Vorwand gesucht, um irgend einen gewaltthätigen Streich auszuüben; die Ruhe genügte ihm nicht und er wäre lieber mit vor Hardegsen gewesen. Er konnte aber gegen die in der Friedenszeit merklich aufblühende und an Kraft schnell wachsende Stadt vorläufig nichts unternehmen, da die meisten braunschweigischen Ritter mit ihren Mannen dem Herzoge nach dem Fürstenthum Oberwald gefolgt waren, und die Streitkräfte des Herzogs bei Hardegsen verwendet wurden.

Mit großer Befriedigung erfuhr er die Einnahme der Burg, gleichgültig lachte er über den Bannstrahl des Mainzer Erzbischofs und mit Ungeduld erwartete er den herzoglichen Freund nach Wolfenbüttel zurück. Als dieser aber um Pfingsten, um Johanni, selbst zu Michaeli noch nicht wiederkehrte, wurde Olga, die größtentheils auf Wansleben bei der Mutter und dem Bruder gelebt hatte, sehr unruhig und sie vermuthete, daß der Herzog sie vergessen und eine andere Fessel der zärtlichen Laune gefunden haben könne; sie sandte heimliche Botschafter aus, die ihr zwar die Nachricht brachten, daß der Herzog keine Dame bevorzuge, sondern theils auf Hardegsen, theils auf dem Vollrutz residire, ein finsteres, verdrießliches Aussehen habe, mit der Gemahlin gar keinen Verkehr unterhalte, mißtrauisch gegen seine Umgebung, sich nur in kriegerischer Rüstung und großem Gefolge zeige und den Ritter von

Steinberg als seinen Gesellschafter nicht entbehren könne — aber diese Nachrichten befriedigten Olga's Herz nicht, regten sogar die Eifersucht des alten Johann von Weferlingen an, der, bei dem sanguinischen Charakter seines herzoglichen Freundes, fürchtete, seinen Einfluß auf ihn zu verlieren und dem Steinberg das Feld räumen zu müssen.

Um sich selbst von des Herzogs Zustande und Gesinnung zu überzeugen, zumal derselbe in seinen Correspondenzen mit ihm kurz und sachlich war, stieg Ritter Johann zur Michaeliszeit zu Pferde, überließ dem Sohne Kurd die Beschützung Wolfenbüttels und ritt nach Göttingen. Er traf Otto auf dem Bollrutz zwar in alter Weise im Gelage und scheinbar heiter, aber es war eine wilde Heiterkeit, die dem Kräuseln der Wasseroberfläche glich, während tief unten ein Raubthier lauert und ungeduldig sich bewegt.

Der Grund, warum Otto nicht längst nach dem angenehmen Wolfenbüttel zurückgekehrt war, wurde dem Ritter Johann nun anvertrauet; Otto hielt seine drohende Gegenwart im Göttinger Lande für nothwendig, um die Zeichen der Auflehnung gegen seinen Willen, die der Kirchenfluch im Volke nachwirkte, durch Furcht vor seiner Nähe zu unterdrücken; dazu war die innerliche Verstimmung seines Stolzes gekommen, welche der Umstand veranlaßt hatte, das auf sein hochmüthiges, den Bann verhöhnendes Ausschreiben zu einem großen Turniere nur seine Freunde gekommen und die fremden Ritter und Bannerherren, namentlich die Hessen, der Einladung nicht gefolgt waren. Es erbitterte ihn so sehr gegen die Sterner, deren Hauptmann er bislang gewesen war, daß

er sich von ihnen lossagen wollte, sie der eigennützigen Freundschaft anklagte und selbst mit dem Schwager, dem Grafen von Ziegenhain, in Spannung gerieth. —

In der That regten sich im Lande Oberwald bedenkliche Spuren der Feindschaft gegen Otto; namentlich traten die Städte ziemlich selbstständig auf und die Geistlichen gaben das Beispiel, wie man einem, im Kirchenfluche befindlichen Fürsten keinen Gehorsam schuldig sei; Otto durfte, so gern er seinen Zorn gegen Geistliche und Bürger in vernichtender Weise thatsächlich gemacht hätte, jetzt nicht zur Gewalt schreiten, da der mächtige Erzbischof von Mainz mit Waffen im Hintergrunde drohte.

„Freund, Ihr müßt Euch zerstreuen," hatte ihm Weferlingen gesagt; „kommt nach Wolfenbüttel; meiner Tochter schelmischer Mund soll Euch ergötzen durch Wort und Lied; das arme Mädchen grämt sich um Euch und das Braunschweiger Bürgervolk bedarf auch einmal des Anblicks Eurer Nähe; am ersten März 1381 ist das Jahr der Waffenruhe abgelaufen und Ihr habt Gelegenheit, wieder Jagd auf Bürger und Waaren zu machen, die jetzt mehr als jemals ein- und ausziehen."

Die lockenden Worte Weferlingen's fanden bei Otto Eingang; Olga's freundliche, sinnliche Gestalt trat mit frischen Farben vor seine Phantasie, die angenehmen Tage in Wolfenbüttel schmeichelten seiner despotischen Lust und Macht. Nachdem Otto seinem Vogte Heinrich Kiphut den Befehl gegeben hatte, auf dem Bollrutz zu herrschen und mit unnachgeblicher Strenge die Stadt in Furcht zu halten, war er ganz im Stillen mit Weferlingen, Steinberg und den noch bei ihm weilenden Braunschweigischen Burgherren

nach Wolfenbüttel aufgebrochen und hier im October vorigen Jahres eingetroffen, wo Olga ihn mit offenen, liebeheißen Armen empfing und die Ritter Schwiecheldt, Asseburg und andere nahe wohnende Freunde durch Jagd, Gelag, Streifzüge und kleine Turniere sehr bald die gute Laune des Herzogs herstellten und ihn hier nichts an den Bann erinnerte und das Leben ganz dem früheren Aufenthalte entsprach. Olga sang ihm muthwillige Lieder zur Cither, jagte mit ihm, kühn den Falken auf der Hand, ergötzte ihn durch ihre Schießfertigkeit mit Bogen und Armbrust, legte sich zutraulich an seine Brust und umspann mit zärtlichen Fäden seinen Willen und seine Leidenschaft. Es schien als ob Otto von neuer Liebesgluth für das üppige, listige Weib entbrannt sei und Johann von Weferlingen triumphirte heimlich.

In diesem frivolen Rausche und ungetrübten Herrschergefühle erwachte aber auch bald die Lust an Fehde wieder; Otto sah selbst, wie die nahe Stadt Braunschweig sich emporthat, wie die Landwehren sich vergrößerten, der Andreasthurm sich immer höher im Bau erhob, um den Reichthum der Hansastadt zu bekunden, wie die Bürger Freudenfeste feierten mit Feuerwerk und Auszug vor die Thore. Das reizte seinen Haß und ließ ihn die Zeit des Friedens bis zum Frühjahr unerträglich lang erscheinen.

Während der Abwesenheit Otto's war indessen der junge Herzog Friedrich, trotz seiner scheinbaren geistesstumpfen Gleichgültigkeit, nicht müßig für seine stillen Zwecke gewesen; von der um Angila empfangenen Stichwunde und den Folgen des Blutverlustes völlig geheilt, nur die eine Schulter etwas höher tragend, was seiner

Erscheinung noch mehr den Ausdruck eines unansehnlichen Schwächlings gab, war sein heimlicher Gedanke an die That der rächenden Handlung mit einem neuen, sanfteren Gefühle umrankt, das sich wie Epheu um eine Schwertklinge schlängelte; es war das Gefühl der Sehnsucht nach Angila. Sie war das erste Mädchen, das ihm nahe gekommen, ihn mit theilnehmenden Augen angeblickt und mit dem Herzen angeredet hatte.

Rupert war über die öftere Erwähnung des hübschen Mädchens anfangs beunruhigt, als er aber bemerkte, wie das neue Gefühl im Jünglinge schnell den Mann reifen und den ritterlichen Sinn stärken half, hielt er die Neigung des jungen Herzogs für eine Fügung des Schicksals, um ihm die Braunschweiger näher zu verbinden.

Die Waffenruhe hatte die Wege, Waldungen und Dörfer zeitweise von Spähern und Wegelagerern gereinigt, die meisten Strolche unter den Edelleuten waren mit Otto nach Hardegsen gezogen. — Das war für Friedrich eine günstige Zeit, um die ersten Anknüpfungen mit der Stadt zur Eroberung seines väterlichen Erbes zu versuchen. Der aus dem Kerker entlassene Kalm hatte noch einige Unterredungen mit Rupert und Friedrich gehabt und das Versprechen geleistet, für das Recht des rechtmäßigen Landesherrn und Herzogs von Braunschweig die Freunde in der Stadt zu gewinnen; man hatte verabredet, an einem heimlichen Punkte im Lechelnholze in gewissen Nächten zusammen zu kommen und die Erfolge Kalm's zu besprechen.

Abends in der Dämmerung entließ Rupert den jungen Herzog auf stillem Wege aus der Burg; wenn nach ihm

gefragt wurde, erklärte Rupert, der klüglich zu Hause geblieben war, daß der Träumer in seiner Kammer eingeschlafen sei oder mit dem Raben spiele; am andern Morgen ritt Friedrich wieder in das Schloß ein, als ob er nur einen kurzen Morgenritt gemacht habe. Nachts aber hatte er dann Kalm, das erste Mal mit dem Stadthauptmann von Vechelde, das zweite Mal mit dem Bürgermeister von Lafferde, im Walde angetroffen; sie waren überrascht von dem gesunden Geiste und den Plänen des jungen Herzogs gewesen, hatten ihm Ergebenheit und Hülfe gelobt, ihn aber beschworen, sich ruhig zu verhalten, da sie die Waffenruhe nicht brechen dürften, wenn sie nicht zur Gegenwehr genöthigt seien, und die Stadt sich in dieser Zeit erholen müsse, um einst früher oder später dem Herzoge Otto und seinen Rittern gewachsen zu sein. Es müsse des Herzogs Plan noch ein Geheimniß einiger gleichgesinnter Freunde bleiben, bis man im Rathe die Stimmung der Gilden kenne, von denen mehrere noch ein feindliches Andenken an Herzog Magnus bewahrten, und bis man sich einigen könne, was Friedrich der Stadt als Herzog sein und wiederleisten wolle. —

Aber auch nach Angila hatte Friedrich in's Geheim den alten Kalm gefragt; die Antworten darauf waren ausweichend gewesen und die daran geknüpften stillen Gedanken hätten fast das Vertrauen des ohnehin von Leiden und Schicksal finster und mißtrauisch gewordenen Mannes getrübt, wenn Friedrich nicht so herzinnig und ehrlich zu ihm gesagt hätte: „Hütet mir das Mädchen, um das ich mein Blut vergossen habe — ihr Blick war mir Andacht, ihr Wort machte mich zum Manne. In ihrer Unschuld

will ich meinen guten Engel erkennen, der mich im Herzen meiner guten Braunschweiger empfangen soll."

Diese Worte hatte Kalm seinen Freunden anvertrauet, und sie halfen Neigung und Zuversicht zu dem Sohne des Magnus steigern. Der Bannfluch, der den Quaden getroffen hatte, wurde von den Braunschweigern als eine gute Hülfe zu Friedrichs Plänen betrachtet und man war in den mehrmaligen nächtigen Zusammenkünften zu dem Resultate gelangt, dem Herzoge ein Zeichen zu geben, wenn es an der Zeit sei, persönlich in der Stadt die Huldigung der eingeweihten Patrizier und Rathsmänner in Empfang zu nehmen und damit den ersten Schritt der Auflehnung gegen den Vormund zu thun.

So standen diese geheimen Angelegenheiten Friedrichs, von denen Weferlingen keine Ahnung hatte, als Herzog Otto im October 1380 nach Wolfenbüttel zurückkehrte. Gelegentlich ließ er sich den Friedrich vorstellen, betrachtete ihn mit Befriedigung über dessen ungefährliche, hochschultrige, geistesarme Erscheinung, scherzte mit ihm, wie man einem Jagdhunde seine Zufriedenheit durch Klopfen und nichtssagende Worte erweiset, und erlaubte ihm sogar, mit auf die Jagd zu reiten. Auch hier befriedigte er durch seine Unbeholfenheit und Furchtsamkeit des Herzogs Auge und Absicht.

Wir treten um die Mitte des Februars 1381 in der Stadt Braunschweig in ein Eckhaus am Petrithore, das nicht eben groß, aber mit starkem Gebälk erbauet ist und über der Thür die in Holz geschnittenen Worte trägt: Brauhaus bei Christian Mumme. —

Das Jahr, welches der Bürgermeister von Lafferde im

Jahre 1380, im Gasthofe zur Rose, den beiden Nebenbuhlern um Morian's hübsche Tochter Gretchen gesetzt hatte, um Demjenigen den Lohn der Minne zu ertheilen, der zum eigenen und der Stadt Ruhme die beste That vollbracht haben würde, war bereits vor einigen Wochen verstrichen, aber das Urtheil noch nicht gefällt, da beide Nebenbuhler sich bislang nicht gemeldet hatten; wohl aber war der junge Brauer in heimlicher Abendstunde zu Gretchen geschlichen, die ihm zwar ihr Herz bestimmt, aber von Monat zu Monat an Trauer und Furcht zugenommen hatte, da Christian immer noch nichts von seiner großen That, deren er sich rühmte, reden konnte und die Geliebte mit einer wachsenden Niedergeschlagenheit tröstete. Eine Hoffnung war noch die, daß die einjährige Friedens- und Waffenruhe dem Caspar Klinge, dessen Ruhm nur durch Schwert und Muth vor dem Feinde der Stadt erworben werden konnte, keine Gelegenheit bot, es dem Brauer zuvorzuthun; er war daher ebenfalls in Unmuth gefallen, ging zwar nach der Rose hinaus, aber saß mit finsterem Blicke am Tische und blickte sinnend in den Krug; es war ihm lieb, den Brauer nicht zu treffen, nicht wissend, das dieser in heimlicher Stunde am Herzen Gretchens von seiner Zukunft träumte.

Am Tage kam Christian Mumme selten aus seinem Brauhause. Nachts grübelte er über die Erfindung des merkwürdigen Getränkes, welches er im Sinne hatte; früh Morgens malzte er Korn, probirte die Gerste, dörrte verschiedene Kräuter und wich nicht vom Feuer und Kessel.

Der alte Brauknecht Hinz schüttelte oft hinter dem Rücken seines Herrn den Kopf, wenn dieser die alte Art

zu Brauen verließ und einen ganzen Brau verdorben hatte, der dann zur Nachtzeit in die nahgelegene Oker gegossen wurde; der Alte that zwar willig, was er, auf des Herrn Geheiß, gegen seine eigene, bewährte Erfahrung schaffen mußte, glaubte aber in's Geheim fest, daß sein Herr liebesverwirrt oder doch nicht richtig sei.

Der junge Meister kümmerte sich nicht um des Knechtes Bedenken und Einreden; nur des Abends schlich er einsam in Morian's Wirthshaus, um die Zeit abzupassen, Gretchen heimlich zu sprechen; und wenn er zurückkam, setzte er sein Grübeln und Probiren nur noch eifriger fort.

Am heutigen Februarmorgen rief Christian Mumme ungewöhnlicher Weise seinen alten Knecht in sein Zimmer, umarmte ihn und verlangte, daß er bei Gott und allen Heiligen schwören möge, Alles, was er jetzt im Brauhause thue, geheim zu halten, wie seine Beichte; dann holte er einen Becher des letzten Braues aus dem Fasse, den er selbst zubereitet hatte, und sprach: „trink', was ist das?"

Der alte Knecht leckte, sog, schlürfte nnd that immer vollere und dreistere Züge; ganz gegen seine Gewohnheit, den letzten Schluck im Bierkruge wegzugießen, sog er diesesmal den letzten Tropfen vom Boden des Bechers auf und sah den befriedigt lächelnden Herrn mit andächtigen Augen an. „Bei meiner Seele," rief er, „Meister, wenn das nicht ein Getränk ist, wie's die Kaiser an großen Reichs- und Festtagen trinken, dann will ich ein Narr sein, so wahr ich den Brau verstehe und in Einbeck gelernt habe."

„Ja, alter, ehrlicher Hinz!" sprach Mumme begeistert,

„das ist meine Erfindung, über die ich so lange nachgegrübelt habe, jetzt ist's heraus!“

Hinz sah den Meister mit der befangenen Miene eines Zweifelnden an und sprach: „Ja, Herr, Ihr habt lange gegrübelt und im Brauhause vieles gethan, was gegen die Regeln des zünftigen Braues ist; Gott sei mir Sünder gnädig — habt Ihr auch keine Teufelskünste gebraucht? Ihr seid oft um Mitternacht wach gewesen und nach Hause gekommen.“

„Fürchte nichts, Alter, es hat mir ein guter Engel beigestanden — nach meinem ehrlichen Namen will ich das neue Gebräu taufen, Gott helfe mir!“

Nunmehr brach der alte Knecht in laute Freudensäußerungen aus, liebkosete seinen glücklich aufgeregten Herrn und schwur ihm wiederholt, daß er Alles, was im Brauhause nun geschehen solle, geheim halten werde bis in's Grab.

„Hole mir mein Sonntagskleid aus dem Spint,“ befahl Mumme; „ich will zu Rathhause gehen.“

Dieser Entschluß gefiel dem Knechte, der mit Eifer fortlief und den besten Wamms, Hut und Mantel des Herrn herbei trug.

Als um die neunte Morgenstunde die Bürgermeister auf dem Rathhause der Altstadt versammelt waren, meldete der Frohndiener, daß der junge Brauherr Christian Mumme draußen mit einer großen Flasche sei, nach dem Herrn von Lafferde frage und eine Meldung zu machen habe. Der Bürgermeister erinnerte sich sogleich des Vorfalles in der Rose, den er im Laufe der Zeit schon vergessen hatte, benachrichtigte seine Collegen davon und lud

sie ein, falls der Brauer in dieser Angelegenheit kommen solle, ihr Urtheil mit abzugeben. Wo es sich um ein gutes Getränk handelte, waren die Bürgermeister aller Jahrhunderte niemals faul im Bescheid geben, und so stimmten auch Alle sogleich ein, ihre wichtige Berathung über die den Gilden schuldige Abrechnung zeitweise zu unterbrechen und des Brauers Anliegen zu hören.

Mumme wurde vorgelassen; er wendete sich an Lafferde und sprach: „Gedenket Eures guten Wortes, Schiedsrichter zwischen mir und Caspar Klinge zu sein; prüfet den Inhalt dieser Flasche und dann urtheilt, ob er mir und der Stadt Ruhm geben kann."

„Lasset sehen," versetzte Heinrich von Lafferde, indem er die Flasche gegen das Licht hielt; — „was für ein schwarzes Gesöff der Kopfhänger für uns gekocht hat! — Hm?" Er zog den Stöpsel ab, roch darauf und sprach, die Flasche dem Nachbar reichend, „das hat nicht des Bieres Farbe und Geruch."

Der dicke, gemüthliche Bürgermeister der Altewyk prüfte mit Auge und Nase und sagte: „es sieht aus wie Dinte und riecht wie ein Gemisch von Würze und Schuhwichse."

„Nein, bei Gott!" rief der Braumeister mit dem Tone der Beleidigung, „es ist ein edles Getränk aus dem besten Korn, und es soll Mumme heißen, wie ich selber! Ich habe gelobt, meinen Namen zu erheben, des Mädchens wegen, das mir der Ruhm des tapferen Caspar Klinge streitig machen soll; jetzt entscheidet nach Recht und Gewissen, und wenn ich ein gutes Werk geliefert habe, wenn die Stadt dadurch gewinnt, dann habe ich erreicht, was mir Kopf und Herz eingegeben."

Es wurde vom herbeigerufenen Frohndiener der Probebecher gebracht, aus dem der Brau jedes neuen Bierbrauers obrigkeitlich geprüft zu werden pflegte; Mumme füllte den Becher mit dem kräftig riechenden, schäumenden Getränke; Lafferde hob den vollen Probebecher zweifelnd an seinen Mund und nippte.

„Hm!“ sprach er, „das läßt gut an;“ plötzlich aber stürzte er die nächsten Züge so begierig hinunter, daß der beisitzende feiste Bürgermeister ihm in den Arm fiel, um für sich einen Probezug zu retten.

„Beim Engel Gabriel!“ rief Lafferde, den Bart wischend. „Das war ein Trunk, wie ich mein Lebtage nicht auf die Zunge brachte! Könnt Ihr schwören, hier auf das Kreuz meines Schwertes, daß weder Zauberei noch Teufelskünste zum Brau gebraucht sind? Dann sollt Ihr wahrlich reich werden!“

„Das kann ich bei allen Heiligen!“ antwortete Mumme mit glühendem Angesicht und legte die drei Finger der rechten Hand auf das vorgehaltene Schwertgriff.

Ein behagliches Aechzen des dicken, gemüthlichen Bürgermeisters der Altewyk begleitete diesen Schwur, denn jener hatte eben den letzten Rest aus dem Probebecher eingeschlürft. Zum Glück hatte die Flasche noch Inhalt und die übrigen Herren am grünen Tische griffen schnell danach, um sich ein eigenes Urtheil über denselben zu bilden, da der Altewyker noch mit der Zunge die Lippen ableckte. Ein Jeder that einen Zug mit dem Ausdrucke des Wohlgefallens.

„Topp!“ rief Lafferde. „Bringt noch mehr von Eurem Brau; schickt einige Fäßchen in unsere Häuser und es

gebühren Euch alle obrigkeitlichen Vergünstigungen Eures Gewerbes."

„Aber ist das neue Bier auch gesund?" fragte der Altewyker Bürgermeister.

„Und wird es theuer sein?" setzte der Hägener Bürgermeister hinzu.

„Es ist Gottes beste Gabe darin und es soll nur wenig mehr kosten, als das gute Bier," antwortete Christian Mumme.

„Wenn das Getränk gegen meine Nierensteine hülfe," meinte der Altewyker, „so würde ich Euch noch eine besondere Belohnung geben."

„Und wenn das Gebräu erst bekannt ist, wird es nach auswärts verlangt werden," sagte ein Anderer; „dann votire ich dem Erfinder ein Beneficium aus der Kämmerei von Rechtswegen."

„Ihr habt," nahm Lafferde das Wort, „dem armen Caspar einen schweren Schlag versetzt, mein lieber Meister. Gehet getrost heim, wir wollen über Euch urtheilen nach Recht und Ueberzeugung."

Christian Mumme wurde mit Lobeserhebungen der Bürgermeister entlassen und nahm so viele Aufträge mit, daß er kaum in sechs Wochen so viel brauen konnte, wie die Rathsvorsitzenden in einer halben Stunde bestellten. Vergnügt, voll glücklicher Hoffnung kehrte Mumme in sein Haus zurück, dankte Gott für seine Gnade, füllte eine neue Flasche und wanderte, zuversichtlicher als je, hinaus nach dem Wirthshause zur Rose. Ehe er aber hier eintraf, war die Kunde von seiner neuen Erfindung und seinem Triumphe auf dem Rathhause schon zu Morian's

Ohren gelangt; der Frohndiener hatte es draußen im Wartezimmer den Rathsknechten erzählt, diese hatten schnell die Nachricht in den Weinkeller unter dem Rathhause getragen und einige Gäste waren nach der Rose geeilt, um hier das neue Getränk zu finden, da sie um die Angelegenheit wegen Gretchen's und Caspar's wußten.

Morian kam schon auf dem Hofe dem sichtbar gewordenen Brauer mit großer Freundlichkeit entgegen, wünschte ihm Glück, betastete neugierig die geheimnißvolle Flasche, roch auf den Stöpsel und als die Gäste in die Hausthür traten und dem Brauer mit einem Freudengeschrei empfingen, da holte Morian das erschrockene Gretchen aus der Küche und rief: „Hier bediene den jungen Meister, der Dir selber sagen kann, was er erfunden und an Ruhm geerndtet hat."

Mumme führte Gretchen, in Begleitung Morian's und der Gäste, in das Gastzimmer und sprach: „Gebt mir ein Glas; Ihr sollt kosten, was außer mir und meinem Gehülfen bis jetzt nur die Bürgermeister gekostet haben." Im Fluge holte Gretchen aus dem Wandschranke ein großes Becherglas und sah dem Geliebten selig und dankbar in das muthige, siegreiche Angesicht.

„Dieses erste Glas, welches ich hier fülle," sprach Mumme, während er den schwarzen, schäumenden Inhalt der Flasche ausströmen ließ, „sei dem Mädchen geweiht, um das ich minne und arbeite. Hier, Gretchen, trinke Du zuerst und zur Ehre Dessen, der meine Erfindung segnete."

Schüchtern brachte die mit Rosen auf den Wangen geschmückte Maid den rothen Mund an den Rand des

Bechers; ihren Wimpern entfiel eine Thräne, die, von Niemandem gesehen, in den Becher rollte; dann sah sie bestürzt den Geliebten an und reichte den Becher weiter an den bereits ungeduldig zugreifenden Vater.

„O! O!" ächzte dieser, indem er mit süßlicher Miene und halb eingekniffenen Augen den Trunk probirte, und das Bäuchlein rieb, „welch' ein Labsal! O, das ist Honig und Würze; Christian, das darf ich nur allein verzellen; Ihr seid ein berühmter Mann!"

Die Gäste entrissen ihm den Becher und dieser ging von Mund zu Mund und mußte von Neuem gefüllt werden.

Jetzt stürzte Caspar Klinge in das Gastzimmer, sah den schmunzelnden Wirth, die leckenden Gäste, sah Gretchen neben den Brauer.

„Ist es denn wahr?" rief er wild, „hat der Brauer einen Saft erfunden, von dem man sich im Rathskeller, auf den Gassen Wunder erzählt?"

„Ja, ja!" erwiderten die Gäste, „es lebe Christian Mumme, sein Name sei gelobt. Trinkt und gebt Euch gefangen!"

„So versucht's doch nur," sagte Morian; „Ihr werdet Respect kriegen; die Bürgermeister haben es anerkannt!"

„In meinem Leben nicht!" fuhr Caspar zornig auf und wollte mit drohendem Blicke Gretchen vom Brauer verscheuchen; „der Trank ist Gift und Teufelskunst und ich wollte lieber in Feindeshänden vor Durst umkommen, ehe ich einen Tropfen von diesem Höllentranke an die Lippen brächte! Morian, ich verlange Eure Tochter, das Jahr der Waffenruhe hat mir keine Gelegenheit gegeben, es mit dem Brauer, dessen Geschäft in friedlicher Zeit geht,

aufzunehmen; ich will vom Bürgermeister noch ein halbes Jahr fordern und dann wollen wir sehen, ob mein Schwert oder jenes garstige Höllenpech den Sieg davon trägt."

„Lästert das Gebräu nicht!" riefen die Gäste.

Caspar wendete sich drohend gegen den Brauer, erhob die Hand und rief: „Rühret das Mädchen nicht eher an, bis Ihr den Spruch des Urtheils gehört habt, das rathe ich Euch, wenn Euch das Tageslicht lieb ist. Jetzt gehe ich zu Heinrich von Lafferde, um ihn an sein ritterliches Wort zu mahnen und noch ein halbes Jahr Frist zu fordern."

Als er Gretchen ergreifen und vom Brauer zum Vater ziehen wollte, legte Mumme das fliehende Mädchen schützend an seine Brust und blickte den Nebenbuhler zurückweisend an; die Gäste mischten sich zwischen sie, ergriffen des Brauers Partei und mit drohenden Worten eilte Caspar fort, um zum Bürgermeister zu gehen.

Jetzt konnte Gretchen die Liebe zu ihren Christian nicht länger bergen; sie hing sich liebeselig an des jungen Meisters Hals und dieser sprach zu dem unruhig die Hände reibenden Morian: „Segnet uns, ich habe das Jahr erfüllt und Ihr seid von Eures Kindes Willen Zeuge!"

„Die Obrigkeit, der Bürgermeister, der Alles so bestimmt hat, mag Euch segnen," antwortete Morian; „ich habe keine Gewalt daran. — Thut, was Ihr wollt — aber lasset uns über das neue Gebräu sprechen, daß ich's heute noch verſellen kann."

„Es soll zuerst an meinem Hochzeitstage für Jedermann geschenkt werden," erwiderte Mumme; und zu Gretchen sprach er freundlich: „Fürchte Dich nicht vor bösem

Neide. Du bist mein durch einen friedlichen Preis und Gott gebe der Stadt Frieden, daß ich mein Gebräu zur Ehre Braunschweigs nach Lübeck senden kann."

Als Mumme gegen Mittag nach Hause kam, erzählte ihm Hinz mit einer stolzen Theilnahme an der Ehre seines Herrn: „Ein Rathsdiener hat diesen großen Brief gebracht; es ist des Bürgermeisters von Lafferde großes Siegel." Mumme öffnete das Schreiben und las: „Ihr habt den Mädchenpreis gewonnen, lieber Brauer; die von Caspar verlangte Frist wäre ein Unrecht gegen Euren einjährigen Fleiß; Ihr habt lebhafte Wortführer im Rathe erworben und sollt mancherlei Privilegien gewärtig sein, wenn Ihr das neue Getränk verfellen oder in das Land senden wollt. Vergesset das Fäßlein nicht nach meinem Hause zu senden. — Heinrich von Lafferde." —

Caspar Klinge aber saß unterdessen im Rathskeller beim Weinglase und fluchte auf das schwarze Höllengetränk; er fand am Weinhändler einen Meinungsgenossen und vor allen Gästen schwur er laut, daß er nicht eher ruhen würde, bis er den Brauer an der Ecke seines Hauses hängen sähe, wo ihn ohnehin der Teufel bald aufknüpfen werde. —

Der erste März war vorüber, damit die Zeit des Friedens, den Herzog Otto mit der Stadt eingegangen war. Schon lagen wieder Späher und Reisige am Wege und im Holze, um die Waarenzüge zu überfallen und Gefangene zu machen, aber es hatten sich die Braunschweiger vorgesehen und starke Bemannung in die Landwehren geworfen, die von hier aus Wege und Verstecke säuberten. Sehr bald wurde Otto überzeugt, daß er mit

einer Stadt zu thun habe, welche sich nicht wie vor einem Jahre einschüchtern ließ; er schien überhaupt in Olga's Armen eine Zeit lang ausruhen zu wollen und das Bedürfniß zu fühlen, sich durch Olga's heiteren Sinn und Muthwillen selber zu verjüngen, da ihn zu Zeiten, trotz der Gelage und Rittergesellschaft, eine üble Laune beschlich, deren Grunde er nicht weiter nachspürte, oder den er sich selbst verleugnete, aber doch eine Wirkung des Kirchenfluches war, der auf ihm lastete, und sich in manchen Dingen, die seinen Ehrgeiz und Eigenwillen berührten, fühlbar machte. Olga wußte ihn zu erheitern, die Leidenschaft in ihm zu verjüngen und seinen Neigungen einen verführerischen Vorschub zu geben; sie war ihm noch nie unentbehrlicher geworden als um diese Zeit; diesen Einfluß benutzte Johann von Weferlingen, um seinem Raubgelüste im Lande Befriedigung zu gewähren; er wirthschaftete nach Gutdünken, der Herzog schien ihm, in den Fesseln der zärtlichen Ruhe, zeitweise die Gewalt abgetreten zu haben, war taub gegen die Klagen der Landbewohner, blind gegen die Angriffe, welche jener auf eigene Hand auf die Stadt Braunschweig oder andere Gemeinen im Lande unternahm. Es war für den alten Strolch seit der vormundschaftlichen Regierung ein recht einträgliches Geschäft gewesen, ganz im Stillen einen Menschenhandel zu treiben, indem er Reisende oder Spaziergänger, namentlich vor den Braunschweiger Thoren aufgreifen und nach Wansleben bringen ließ, wo sie nach Maaßgabe ihres Vermögens sich durch ihre Angehörigen loskaufen lassen mußten. Das Friedensjahr hatte dieses Geschäft zwar im Großen beeinträchtigt, aber er war doch nicht müßig ge-

blieben und hatte seinen Sohn Kurd eigentlich nur aus dem Grunde auf Wansleben die Stelle des Burgherrn versehen lassen, um nach dem Magdeburgischen hin Wegelagerung zu treiben. Jetzt, nach dem abgelaufenen Friedensjahre, richtete er seine Raublust wieder auf Braunschweig. Der Grundsatz des Breido von Ranzau, den dieser einst dem Herzoge empfohlen hatte, daß man den Bürgern in den Städten zuweilen Zeit lassen müsse, durch Handel und Gewerbe sich zu mästen, um dann eine um so ergiebigere Raubernte halten zu können, schien dem Johann von Weferlingen einzuleuchten, und während der Herzog von Olga in einer trägen Ruhe gehalten wurde, versuchte jener den Braunschweigern Menschen und Waaren zu stehlen.

An einem warmen Märztage, der nach einer Regenwoche eingetreten war, lustwandelte Herzog Otto mit Olga über die mit Linden beflanzte Bastion der Burg Wolfenbüttel; sie schäkerte mit ihm, er hörte lächelnd ihren muthwilligen Reden zu; ein zahmer Falke saß auf ihrer Schulter und schien behütend umherzuspähen, ob auch kein Lauscher das zärtliche Paar behorche.

„Wann?“ fragte der Herzog, „wann ist der Tag?“

„Am zweiten April,“ antwortete Olga, „aber nur drei Tage werde ich ferne von Dir sein, mein Otto — dann fliege ich in Deine Arme zurück. Wie könnte ich länger ohne Dich leben? Und wer sollte Dich erheitern?“

„Ist es denn nothwendig, daß Du der Mutter Namenstag feierst?“

„Vielleicht ist's ihr letzter Wunsch; Du weißt, mein Otto, daß sie schwach ist und nach mir verlangt; mein

fröhlicher Sinn dauert bei ihr aber nicht aus; — ach! ich war so verlassen, wie ein gefangener Kranich, als Du auf Hardegsen wohntest — ja, ja, mein Gebieter — ich fliege zu Dir schnell heim, nicht wahr, drei Tage erlaubst Du mir, ich bitte Dich selbst um drei lange Tage der qualvollen Sehnsucht nach Dir.“ Sie bog sich zutraulicher an ihn, und die schmeichelnde Hand liebkos'te seine Wangen.

Der Falke, durch Olga's Anschmiegen in seiner Ruhe auf ihrer üppigen Schulter gestört, hob sich plötzlich in die Luft und schoß von der Höhe der Bastion hinab, als hätte er unten im Uferschilfe der Oker ein Rebhuhn erblickt. Des Herzogs Augen folgten ihm; plötzlich blieb Otto stehen und rief: „Was treibt der Christoph da unten am Wasser? Ist er's nicht?“

„O, der muthwillige Mensch,“ lachte Olga, „sieh, wie er dem Storch die Füße zusammenbindet, um ihm dann bis an sein ewiges Ende fliegen zu lassen! Ha! ha! wie der Falke auf ihn stößt, um ihn die Beute zu entreißen! Sein Kopf ist voll toller Streiche; — gestern würfelte er mit meinem Bruder, als dieser von Wansleben herüber gekommen war, um den Friedrich; — er gewann und wollte den täppischen Burschen wahrhaftig in das große Taubenbauer stecken.“

„Er hat den Friedrich für vogelfrei gehalten; — das ist er nicht, er gehört mir und ich werde ihn über's Jahr, wenn er volljährig ist, in ein Dompfaffenbauer stecken. — Der Christoph gefällt mir auch und es freut mich, daß ich ihn nicht vorige Ostern habe aufhängen lassen; er ist ein trotziger Mensch, hitzig, tollkühn und auf eine drollige

Weise frech. Da ich gelobt habe, daß der Name Rostorf für ewige Zeiten im Oberwald erloschen sei, so will ich, wenn er sich einmal in einer Fehde hervorthut, ihn zum Ritter schlagen lassen und ihm einen neuen Familiennamen geben."

„Er hat sich selbst schon Ritter Habenichts getauft," kicherte Olga. „Doch sieh, ist das nicht der Friedrich, der dort unter der Steinlaube auf der Terrasse sitzt und in die blaue Luft träumt?"

Otto hatte sein Auge auf den Storch gerichtet, den Christoph eben mit geknebelten Beinen in die Höhe geworfen hatte und der mit unruhigem Fluge, vom Falken geängstigt, und mit dem Schnabel klappernd, in der Richtung nach Braunschweig die Flucht ergriff. — Der Herzog sowohl wie Olga belustigten sich über die Angst des gemarterten Thieres und sahen ihm nach. „Das wird ein Oelper Storch sein," schäkerte Olga, „er wird den Braunschweigern melden, daß der Frieden abgelaufen ist! — Man wird dort sehr üppig in der Stadt. Sie trinken sogar ein neues Getränk, wie Kurd gestern erzählt, nur um etwas Apartes vor allen Edelleuten vorauszuhaben; Kurd hat ein Fäßlein davon, das nach Magdeburg bestimmt war, erbeutet und er meinte, es wäre der Mühe werth, mehr davon zu haben."

„Wir wollen es probiren — ich werde darauf fahen lassen," antwortete Otto.

Jetzt richtete Olga den Blick vom Storche, der über dem Walde verschwunden war, nach der Steinlaube zurück. „Sieh dort den Friedrich," fuhr sie fort, „ich habe Mißtrauen gegen ihn gefaßt."

Otto sah horchend in der Begleiterin Gesicht, um zu prüfen, ob sie necke oder im Ernst rede; „Mißtrauen gegen den Knaben?“

„Es wollen Wanslebener Reisige, als sie bei der Eisenbütteler Mühle lagerten, wo die Braunschweiger jetzt eine Landwehr errichtet haben und durch eine neue Schleuse das Land um Wolfenbüttel unter das Okerwasser setzen können, einen Reiter in der Dämmerung gesehen haben, der von der Mühle kam und spornstreichs gegen Wolfenbüttel sprengte; sie glauben, daß es der Herzog Friedrich gewesen sei.“

„Warum titulirst Du ihn Herzog?“ fiel Otto etwas barsch ein; „ich kenne keinen Herzog außer mir hier im Lande; oder glaubst Du, daß er sich in der Lohmühle vor Braunschweig das Leder zum Koller hat gerben lassen? Er mag dort gewesen sein, obgleich ich es nicht glaube; — Hofhühner fliegen nicht so weit — aber wäre er wirklich dort gewesen, so hätte kein Mensch sich um einen Thoren bekümmert. Spornstreichs gesprengt wäre er? — Ha! ha! er muß sich schon am Sattelknopfe halten, wenn er mir im Trapp folgen soll.“

In der Mühle sollen gerüstete Männer gewesen sein — die Reisigen wollen den Vechelde erkannt haben.“

„Den trotzigen Stadthauptmann?“ fiel Otto ein; „komm, ich will den Burschen auf die Probe stellen.“ — Er schritt rascher unter den knospenden Linden der Bastion weg gegen die Terrasse.

Hier saß Friedrich still und zusammengefallen, wobei seine äußere Gestalt nur noch schwächlicher und verwachsener erschien, und starrte träumend in die Ferne. Die

Annäherung des Herzogs, an dessen Arme sich Olga wiegte, bemerkte er scheinbar nicht; erst als jener an die Steinlaube trat, sah Friedrich auf, lächelte zerstreut und erhob sich, um sich zu verneigen.

„Nun, Vetter!“ rief Otto, den scharfen Blick auf ihn heftend, „was grübelst Du? Dein Gesicht ist ja sehr nachdenklich.“

„Und der Schelm lauert in seinen Augen,“ setzte Olga hinzu, indem sie das Kinn des Jünglings hob, um den Herzog aufmerksam zu machen, was ihrem weiblichen Blicke verdächtig erschien.

Friedrich sah den Herzog so ruhig und dabei so unbefangen lächelnd an, daß dieser ihm die Wangen klopfte, und sagte: „Was treibst Du denn, wenn Du nicht in meiner Gesellschaft bist? Ich habe Dich Abends wenig gesehen.“

„Ei, Vetter, dann unterrichte ich meinen Raben; er kann schon das Alphabet und ich will's dahin bringen, daß er wie ein Mensch sprechen lernt; Rupert findet das ganz verständig.“

„Ja, gieb Dir nur rechte Mühe,“ erwiderte Otto, indem er Olga lächelnd ansah, um ihr zu deuten, wie sie sich in dem Blödsinnigen geirrt habe. „Hast Du auch das Reiten geübt?“ fuhr Otto fast tändelnd fort, um Olga's Verdacht zu verspotten. „Mich dünkt, Du sitzt noch schlecht im Sattel.“

„Es wir schwer; ich werde aber öfter reiten, wenn Ihr's wünscht; ich möchte gern ein eigenes Pferd haben; wenn ich eins aus Eurem Stalle fordere, ist Euer Stallmeister oft schlecht gelaunt und weis't mich ab.“

„Wenn ich Dir die Wahl stelle, Herr dieses Schlosses zu sein oder drei eigene Pferde zu besitzen, was würdest Du wählen?“

„O!“ rief Friedrich freudig, „drei Pferde!“

Otto sah mit Befriedigung und Geringschätzung auf den Jüngling, lächelte Olga spöttisch an und sprach freundlich zu dem Vetter: „Topp, ich will Dir die eigene Wahl erfüllen, wir sind dann mit einander quitt. Du sollst drei Pferde haben.“

Friedrich gab seine kindische Freude durch die Geberden eines frohlockenden Knaben zu erkennen und klatschte lachend in die Hände. Otto lächelte, überließ den Vetter gleichgültig der Freude und lustwandelte mit Olga weiter; Beide sahen nicht, wie Friedrich's Lachen in ein verstummendes Hohnlächeln, sein knabenhafter Blick in Flammen sich verwandelte, die er den Lustwandelnden nachschleuderte. Niemand hörte sein Murmeln: „Drei Rosse — ja, drei Streitrosse gegen Dich!“

„Nun?“ sprach Otto zu seiner Begleiterin, „scheint Dir der Knabe noch gefährlich?

„Im Hintergrunde seiner großen Augen liegt etwas Lauerndes, das unheimlich leuchtet.“

„Das ist Alles, was er von seinem Vater geerbt hat. — Alles! — Ich habe einen ehrlichen Handel mit ihm gemacht — drei Pferde für ein Herzogthum — ha! ha! Er ist der Herzog mit drei Pferden — nun hat er ja zugleich einen Titel.“

Plötzlich erscholl von der Straße ein starker, heftiger Hufschlag; Otto blickte nieder und sah, wie ein völlig gerüsteter Reiter daher sprengte, und dem Thürmer des

Schlosses mit der Hand ein Signal gab, schnell das Zeichen zur Niederlassung der Zugbrücke zu geben.

„Was soll diese Eile bedeuten?“ rief Otto, „das ist keiner von meinen Reisigen.“

„War sein Schild nicht blau und weiß?“ fragte Olga erschrocken, „mein Gott — das sind unseres Wappens Farben!“

Beide blieben lauschend auf der Bastion stehen. Bald erscholl eine Stimme in der Steinlaube der nahe gelegenen Terrasse: „Ist der Herzog hier?“ Olga bemerkte, daß Friedrich nach der Bastion wies und dann gleichgültig auf die tiefere Wallschanze ging, die unter die Bastion führte, anscheinend einem Vogel nachjagend. In demselben Augenblicke ließ sich der Falke wieder auf Olga's Hand nieder. — Von der Steinlaube her eilte ein Ritter auf den Herzog zu.

„Was giebt es, Ritter Miningerode?“ rief ihm der Herzog entgegen; „welche Nachricht brachte der eilige Reiter?“

„Herr,“ antwortete jener, „der Johann von Weferlingen bittet um schleunige Hülfe; er hat von Wansleben aus einen Zug gegen die Stadt gemacht, um einen Güterwagen, der von Magdeburg kam und in die Stadt einfahren wollte, einzuholen; bei dem Kloster Riddagshausen ist er in einen Hinterhalt der Braunschweiger gerathen und sie kämpfen heftig mit einander; er will nicht weichen, obgleich von der Stadt neue Streiter heranziehen, und bittet Euch um schnelle Hülfe!“

„Sogleich aufsitzen!“ rief Otto, während Olga sich an ihn schmiegte und seufzte: „O, mein Vater!“ Der Herzog

sah sie ermuthigend an und befahl weiter: „Führt die Reiter selber an, Ritter; nun eilt und bringt den Braunschweigern eine Schlappe bei, sucht Gefangene zu machen."

Der Ritter eilte hinweg. Otto tröstete zärtlich die in koketter Angst sich inniger anschmiegende Olga.

Unter der Bastion, auf der niederen Schanze hatte Friedrich die Botschaft erhorcht; mit glühender Miene und aufgerichtetem Kopfe sah er nach der Gegend, woher die Kunde gekommen war; seine Phantasie war in den Reihen der kämpfenden Braunschweiger, er wußte, daß sie die Ritter nicht mehr fürchteten. Deshalb blickte er einige Zeit spöttisch der großen Truppe gerüsteter Reiter nach, die unter Miningerode's Anführung vom Schlosse aus gegen den Waldrand sprengten. —

Er schlich in das Schloß, suchte Rupert, theilte ihm die Unterredung mit dem Vormunde mit und spöttelte über sich selbst: „Drei Pferde — ha! eins für mich, eins für Dich und das dritte für —"

Rupert unterbrach den muthig Erregten durch Geberde und Wort: „Denkt an die letzten Worte des Bechelde auf der Eisenbüttler Mühle, Herr; — erst ein paar Strolche abgethan, dann kommt es an den Vormund; so lange bleibt ein Kind."

„Ja, ein Herzog mit drei Pferden!" lachte Friedrich mit absichtlicher Knabenfreude.

Gegen Mitternacht kehrten die ausgesandten Reiter langsamen Schrittes nach Wolfenbüttel zurück; sie hatten Verwundete in ihrer Mitte; Ritter Miningerode berichtete dem, beim Brettspiel mit Olga sitzenden Herzoge, daß die Hülfe noch zu rechter Zeit eingetroffen sei, wo Johann

von Weferlingen neben dem Kloster umzingelt und in Gefahr der Gefangenschaft gewesen sei; in dem Steinbruche des Nußberges, woraus die Stadt den Andreasthurm aufbauen lasse, wären die Bürger versteckt gewesen und dem überfallenen stark bewachten Güterwagen, der eine Menge Silberbarren für die Braunschweiger Münze in sich geborgen, zur Hülfe gekommen, und während die starke Magdeburgische Bedeckung den Wagen in die Stadt geführt, wären die aus dem Steinbruche aufgestiegenen Bürger, wie Ritter gerüstet, über den Weferlingen hergefallen, hätten ihn in die Enge getrieben und ihm den Rückweg verlegen wollen: „Wir aber," fuhr Miningerode fort, „kamen zur rechten Zeit, eine neue, aus dem Schöppenstedter Thore stürmende Truppe aufzuhalten und dem Weferlingen den Rückzug aufzuhauen. Er hat manchen guten Knecht eingebüßt, aber einen Patrizier von der Lilienvente gefangen mit nach Wansleben geschleppt, der ihm die Schlappe bezahlen soll. Ritter Johann läßt Euch danken und bittet Euch, am dritten April sein Ehrengast auf Wansleben zu sein."

Olga war von der Nachricht beruhigt, Otto befriedigt; sie setzten das noch unentschieden gebliebene Brettspiel nicht fort und er empfing vertraulich Olga's zärtlichen Dank für die dem Vater geleistete Hülfe.

In der Stadt Braunschweig war durch den frechen Ueberfall des Weferlingen das friedliche Tagesgespräch über die Erfindung des neuen Getränkes, welches Christian

Mumme lieferte und unzählige Gäste in das Wirthshaus zur Rose lockte, wo es nur allein in kleineren Portionen zu haben war, während der junge Brauer mehr Fäßchen versenden sollte als er bereiten konnte — plötzlich in ein kriegerisches Tagesgespräch übergegangen; Jeder redete mit Entrüstung über die neuern und immer frecheren Feindseligkeiten der Ritter und forderte, im Gefühle neuerstarkter Bürgerkraft, Genugthuung und endliche Sicherheit durch feindliche Vernichtung der Wegelagerer und adligen Strolche. Aller Haß hatte sich zur Zeit auf den Weferlingen geworfen und des Herzogs von Göttingen wurde kaum dabei gedacht, man kannte auch den als Freund bei Otto weilenden Hans von Miningerode als einen solchen Heckenritter, der von seiner Hindenburg ebenfalls die Wege unsicher machte, und dem die Göttinger und Einbecker bereits den Strick zugeschworen hatten, wenn sie ihn erwischen sollten. —

Drei Tage waren nach dem Vorfalle mit dem Weferlingen vorübergegangen. Es ist zur Abendzeit; schon leuchten die Lichter aus den Fenstern der Häuser; der Himmel ist dunkel und wolkenschwer. —

In einem Hause auf der Scharrenstraße zu Braunschweig, durch steinerne Fenster- und Thürgesimse und ein Wappen zwischen den Fenstern des ersten Stocks ausgezeichnet, saß im Zimmer zu ebener Erde eine Jungfrau am Tische, auf dem eine hohe kupferne, hübsch gezierte Lampe brannte; die Einsame hatte eben die Hände mit der Spindel in den Schooß, das auf schönen, stolzen Schultern ruhende Haupt an die hohe, geschnitzte Stuhllehne sinken lassen und die Augen geschlossen, als hätte

die Müdigkeit sie überwältigt. Das Lampenlicht fiel jetzt in voller Helligkeit über das schöne, seelenvolle Angesicht, auf die weißen, herabgelassenen, langbewimperten Lider, auf den rothen, kleinen Mund, der in seinen Winkeln die Spuren eines vergessenen Kummers zu bergen und dieselben, bei der müden Ruhe des Gesichts, deutlicher und unfreiwillig hervortreten zu lassen schien.

Die schöne Jungfrau schlief aber nicht; es war nur ein waches Träumen, das die Augen schloß, denn plötzlich seufzte sie, schlug unruhig umhersehend die Augen auf, Kopf und Hände richteten sich wieder empor und sie begann von Neuem die Spindel zu drehen, indem sie gedankenvoll auf den Faden niedersah, der sich zwischen ihren weichen Fingern bildete.

Die Glocke des Martinithurms schlug an; die Jungfrau zählte die dumpfklingenden, langsamen Schläge und seufzte: „Schon Acht! — Wo mag der Vater bleiben? — Ach, die furchtbare Dingstätte! Warum haben sie ihn auch Neujahr zum Freischöffen gemacht? — Ach! ein finsteres Amt!" —

Sie spann fort; nach einiger Zeit stand sie auf, trat an das Fenster und sah durch die oberen, von den Vorsetzladen nicht bedeckten Scheiben zum schwarzen Himmel auf, horchte nach Schritten, welche von der Bäckerklintseite her auf der Straße hörbar wurden, aber vorüber schallten, und ging dann langsam an den Stuhl zurück.

Plötzlich athmete sie tief ein, faßte auf die Brust mit schnellem Griffe, ließ sich auf den Stuhl nieder, stützte den Kopf auf die Hand und übergab sich einem stillen Nachsinnen. — Worte entschlüpften ihren Lippen.

„Ach! Warum muß ich immer an ihn denken! Und doch habe ich ihn nur einmal im trüben Scheine der Laterne gesehen und das ist schon über ein Jahr — Januar, Februar, März — ach! schon viele Wochen darüber. Könnte ich ihm doch helfen, ihn befreien aus dem Gefängnisse des Vormunds, ihm sein Erbe wiedergeben, ihn aus der entsetzlichen Rolle des Knaben reißen, ihn den Mann voll Kraft und Geist! Wie ärgeren mich die langsamen Männer hier in der Stadt, die sich seine Freunde nennen, der Vechelde, Lafferde, Broitzen, Damm; — wie zögernd ist meines Vaters geheimnißvolle Vorsicht! — Warum meidet er das Gespräch darüber mit mir? War ich doch im Kerker bei ihm — hat der Herzog doch meinetwegen geblutet, um mich zu schützen in vermeintlicher Gefahr! — Früher war es nur der Vater allein, den mein Herz suchte, um den es sich beunruhigte — und nun — ach! ich bete für ihn, kümmere mich um ihn, möchte ihn wieder sehen, ihn ermuthigen zur That — und doch — was will ich? Ist er nicht Herzog? — — Ach! — Warum redet der Vater so wenig und ungern von ihm mit mir? Und er spricht ihn doch heimlich im Walde, auf der Lohmühle; — warum zögert die Stadt, ihm zu helfen? Ich wollte ihn ja nur als Herzog sehen — das wäre meine Freude!" —

Die Jungfrau verstummte, denn es wurden die Schritte der Magd hörbar, welche sich dem Zimmer näherten. Die Thür wurde geöffnet, ein ältliches Weibergesicht schauete herein.

„Ist der Herr noch nicht heim?" fragte die Magd; „ich glaubte hier sprechen zu hören. Was denkt Ihr,

Fräulein, soll ich den Knecht mit der Laterne fortschicken? Es ist rabenschwarz draußen — der Herr wird wohl bei dem Stadthauptmann sein, wie so oft des Abends."

„Nein, Marthe, er ist auf der entsetzlichen Dingstätte draußen, wohin Niemand kommen darf, der nicht dort urtheilt oder verurtheilt wird."

„Mein Gott! ist denn heute wieder Freigericht? Gewiß über die gefangenen Räuber, die vor drei Abenden bei Riddagshausen den Wagen überfielen?"

„Ich weiß es nicht, Marthe; aber mein Vater muß bald heimkommen."

Als sich die Magd nach einigen weiteren Worten entfernt hatte, überließ sich die Jungfrau abermals den unterbrochenen Gedanken.

„Ich werde Euch hüten, wie der Löwe die Löwin — so sprach er zu mir im Kerker des Vaters, als er meine Hand festhielt und mich anblickte — Ihr seid mir so viel werth geworden, wie mein liebster Gedanke! — Thörichtes Mädchen, wie kannst Du erwarten, daß der Herzog an Dich denkt; — das kommt von der Einsamkeit — und doch habe ich keine Lust, mit der Welt zu verkehren und an Anderes zu denken!"

Sie ergriff, mit der Geberde der Selbstbeherrschung, die Spindel und drehete sie heftig und schnell am Faden. Es wurde neun Uhr — im Nebenzimmer trug die Magd das Nachtmahl auf den Tisch.

Jetzt erschollen Tritte vor dem Hause, die Thürglocke wurde geläutet; die Jungfrau sprang auf und wollte selbst öffnen, aber die Magd kam ihr bereits zuvor.

Ein weißbärtiger Mann, den dunkeln Mantel lüftend,

den Hut mit schwarzer Feder tief auf die Stirn gedrückt, ein Schwert am Gürtel, trat von der Jungfrau Armen umfangen und geführt, in das Zimmer.

„Du bliebst lange aus, Vater — Du blickst ja so ernst und finster," sprach sie, ihm den Hut abnehmend und den Empfang des Mantels erwartend.

„Liebe Angila," antwortete der Vater, indem er den Mantel ablegte und der Tochter schönes braunes Haar strich, „ich komme von einem ernsten, finsteren Orte — aber es sind noch nicht die rechten Verbrecher, über die gerichtet wird; Gott gebe, daß es geschehe, ehe unser armer Sonnenberg dem ungerechten Gerichte seiner Räuber anheimfällt."

„Will der Weferlingen ihn nicht ausliefern?"

„Nein, mein Kind — er ist nicht so glücklich, wie Dein Vater in den Händen des Quaden."

„Das verdankst Du dem Herzoge Friedrich, o! Vater, und doch vergesset Ihr Männer von Braunschweig, ihn aus der langen Gefangenschaft zu befreien?"

„Nein, meine gute Angila — das ist nicht vergessen — aber komm, wir wollen das Nachtmahl einnehmen; um zehn Uhr kommen Freunde zu einer Berathung zu mir; — wenn Du dann die Thürglocke läuten hörst, so sage mir schnell gute Nacht, gehe auf Deine Kammer und lasse uns hier allein." Er führte sie bei diesen Worten in das Nebenzimmer, wo das Nachtmahl auf dem Tische bereit stand und eine Lampe mit zwei Flammen brannte.

„Ihr wollt dem Herzoge helfen?" fragte Angila so lebhaft, daß der Vater sie groß ansah, ihr mit der Hand über die glühenden Augen strich, als wollte er deren auf=

loderndes Feuer dämpfen, und ernst antwortete: „Ueberlaß das den Männern, Kind; das ist nicht eines Mädchens Sache."

„O, es ist hart von Dir, Vater, daß Du mit mir nicht über den Herzog reden magst; wäre ich ein Mann, ich hätte ihn längst zum Herrn des Landes gemacht!"

Der Vater lächelte geheimnißvoll, als er sich an den Tisch setzte und zerstreut fragte: „Was würdest Du denn thun?"

„Ich würde, wie ich es mir längst in einsamen Stunden ausgedacht habe, mich mit mehren beherzten Männern vor Wolfenbüttel gefangen nehmen lassen; in einer Nacht sollte Herzog Friedrich uns bewaffnen, die Kerker aller übrigen Gefangenen, die an hundert dort schmachten sollen, öffnen, wir würden die Wachen niedermachen, den Herzog Otto gefangen nehmen und die Burg behaupten, bis die im Holze versteckten Bürger zur Hülfe hervorbrächen und dem rechten Herrn des Landes huldigten."

Der Vater hatte erstaunt die Tochter angeblickt, das bereits begonnene Essen vergessen, und immer horchender, unruhiger jedes Wort vernommen. „Kind!" unterbrach er sie jetzt, „das sind keine Gedanken eines Mädchens, Du erschreckst mich, gestehe es, mit wem hast Du verkehrt?"

Angila erschien befangen und bekam rothe Wangen. „Mit mir selbst habe ich verkehrt, ich sinne darauf, um mir selbst Genüge zu thun, da ich ihm so viel danke."

„Angila — jener Plan ist nicht in Deinem Kopfe geboren — wer hat mit Dir also geredet? Es hat ein Verräther gethan."

Die Jungfrau richtete sich freudig und muthig, mit

ermunternden Blicken gegen den Vater und sprach lebhaft: „So habt Ihr Männer diesen gleichen Plan gefaßt? Dann ist meine eigene Phantasie der Verräther; — o, zögert nicht, führet aus, was ich ersonnen habe, damit ich einen Antheil an des Herzogs Freiheit und Recht habe."

„Du hast mich überrascht — sprich mit Niemandem davon, ich beschwöre Dich! — Denke nicht an den Herzog, Angila, Kind, einziges Kind, das mir geblieben; bei dem Andenken Deiner Mutter flehe ich Dich an, denke an Deinen Namen, Dein Geschlecht — tilge jedes unerlaubte Verlangen, jeden schwärmenden Gedanken, jedes Gefühl in Dir aus, was vor dem klaren, besonnenen Blicke der Jungfrau erröthen muß; — lähme meine Thatkraft nicht durch Angst um mein Kind, meine Ehre; bemitleide dieses weiße Haar — Du kennst meine Wünsche!"

„O Gott! — Vater —" seufzte Angila und neigte den Blick nieder.

„Ja, Kind, Du schwärmst in's Geheim für den Jüngling, der Dir ewig ferne stehen wird, der jünger ist, als Du — der ein Herzog ist! — Du hast ihn nur in Gestalt eines Edelknappen und Gemißhandelten gesehen; das Mitleid hat Dich getäuscht, Dich ihm gleich zu stellen und mit dem Herzen sein Schicksal zu theilen. Stelle ihn Dir vor in Krone, Hermelin und Scepter — Du wirst zurückscheuchen mit Deinem kühnen Traume, das Bild Deiner Phantasie und Einsamkeit wird erbleichen vor der Gestalt des Landesherrn."

„Ach!" schluchzte Angila, wobei Thränen in den langen Wimpern glänzten, „was beschuldigst Du mich! — Meine

ganze Seele ist von Mitleid mit ihm erfüllt, mein Verlangen ist, ihm helfen zu können."

„Mitleid täuscht oft das Herz eines Mädchens; der Herzog bedarf bald des Mitleids nicht mehr; — Du bist seit einem Jahre, wo Du den Herzog sahest und er die Worte eines erregten Jünglings zu Dir sprach, und seit Du erfuhrest, daß er, im Glauben Dich zu retten, verwundet wurde, in Deiner Stimmung umgewandelt, liebst einsames Brüten und hast vor einem Vierteljahre die Hand eines ehrbaren Mannes zurückgewiesen. Warum? Soll ein Tod Dich noch einsamer machen?"

„O, Vater, sprich nicht so," flehte Angila, indem sie die Arme um den Vater legte — „ich will ja zufrieden sein, wenn ich ihn als Herzog sehe." —

„Nun still davon," sagte Kalm, die Stirn der Tochter küssend, „wir wollen speisen, ehe der Besuch kommt."

Angila hatte keinen Reiz zum Nachtmahl; sie saß schweigend am Tische und sah dem Vater zu, wie er sein mäßiges Mahl bald beendete.

Es läutete die Hausthorglocke. Kalm erhob sich schnell, umarmte die aufstehende Tochter und sprach: „Gute Nacht, mein theures, geliebtes Kind — gehe nun auf Deine Kammer, schlafe ruhig — morgen früh hoffe ich Dich heiterer zu sehen; Gott mit Dir und mir!"

Kaum hatte Angila sich entfernt, als im Nebenzimmer, wo sie früher die Spindel gedreht hatte, ein fester Spornschritt erscholl; der Alte trat hinein und bewillkommnete eine kräftige, muthige Gestalt, welche eben den Mantel abgeworfen hatte, einen niederen Helm und ein tüchtiges Schwert trug und auf die Begrüßung: „Ihr seid der

Erste, Stadthauptmann," des Alten Hand schüttelte und sprach: „Ja, lieber Kalm, immer der Erste, so halte ich's. Wo ist Euer schönes Töchterlein?"

„Ich habe sie eben auf ihre Kammer geschickt; sie hat mich auf eine seltsame Weise überrascht —"

„Ha, ich errathe — ein Liebesgeständniß — der Verschmähte hat endlich das Herz gesprengt."

„Nein, denkt Euch, lieber Vechelde, mein Kind hat sich bei dem Spindeldrehen einen Plan zur Befreiung des Herzogs ausgesponnen, der mit unseren geheimsten Absichten ziemlich übereinstimmt."

„Ihr habt es ihr doch aus dem Kopfe geredet? Weiber sind schwatzhaft."

„Ich habe ihr verboten, jemals davon zu sprechen; ach! ich fürchte, sie wird geheimer damit sein, als es mir lieb ist; sie schwärmt für den Herzog."

„Nun, das kann doch kein schönes Mädchen für einen unansehnlichen Hochschultrigen! So mag sie ihn bekränzen, wenn er als Herr in die Stadt zur Huldigung einreitet."

Es läutete die Hausglocke abermals. — Bald darauf traten die Bürgermeister von Lafferde und Broitzen ein. Nach den ersten Begrüßungen, und nachdem sie Mäntel, Degen und Kopfbedeckungen abgelegt hatten, ergriff Kalm die Lampe und führte die Freunde in ein hofwärts gelegenes Zimmer, das mit Waffen an den Wänden decorirt war. Hier ließen sie sich an einem Tische nieder, auf welchem Trinkgefäße standen.

„Aha!" lachte Lafferde, „Ihr habt da auch von dem neuen Getränk des Mumme; das macht aus Schwächlingen tüchtige, starke Kerle, wie wir sie zur Zeit nöthig

haben, und wir wollen es dem Brauer von Rechtswegen danken."

„Der Wanslebener Knecht hat schon beim zweiten Foltergrade gebeichtet, was wir wissen wollten," sagte Broitzen; „er hat die schwache Stelle der Burg verrathen und daß auf den dritten April ein Fest sei, worauf schon große Anstalten getroffen werden, als ob der Herzog selber käme. Um so besser; das wäre eine gute Beute."

„Nun, Freunde," hub der Stadthauptmann von Vechelde an, „wollen wir den Plan fertig machen und morgen dem Rathe vorlegen? — Alle bislang eingeweihten Patrizier der Lilienvente sind bereit, für den Herzog Friedrich zu stehen, um den Erbräuber los zu werden."

„Und der gesammte Rath wird gewiß mit ihm sein," setzte Lafferde hinzu.

„Doch muß die Sache noch mit großer Vorsicht betrieben werden," sprach Kalm. „Als ich neulich mit dem Herzoge in der Eisenbüttler Mühle zusammen kam, drängte er zu ungestüm nach der That. Sein Plan, den wir kennen und einstweilen billigen, scheint ihm in jetziger Zeit, wo sein Vetter im Kirchenfluche ist und einer müßigen Ruhe genießt, am leichtesten ausführbar; die Stadt ist zwar kräftig genug, aber der letzte Vorfall mit dem Weferlingen beweiset uns, daß wir nicht nur mit dem Quaden, sondern mit den Burgmännern zu thun haben."

„Ja, das ist meine Ansicht," rief Vechelde; „wir müssen durch eine große That die Macht und den Willen der Stadt zeigen, die Burgmänner in Schrecken jagen und dem Herzoge ein Beispiel zeigen. Viele Burgritter im Lande sind auf den Weferlingen neidisch, andere des

Quaden Willkür überdrüssig; Rache an dem Weferlingen schreit die ganze Stadt — mit einem Zuge gegen Wansleben müssen wir beginnen."

„Dann nur schnell," fiel Lafferde ein — „damit wir das Leben unseres Sonnenberg retten; er wurde vor drei Abenden verwundet auf dem Wege nach Schöppenstedt fortgeschleppt; der Frohnknecht, der seine Auslösung nachfragen sollte, ist heute Nachmittag mit dem Bescheide wiedergekommen, daß Ritter Johann den Gefangenen aufknüpfen lassen werde, wenn er nicht die gefangenen Knechte binnen zehn Tagen gutgefüttert ausgeliefert erhalten habe; dann sollte der Sonnenberg für zweitausend Mark feil sein."

„Verfluchter Räuber!" fuhr der etwas jähzornige Broitzen auf; „die Stadt Braunschweig hat nicht eher Frieden, bis dieses Geschlecht auf Wansleben mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist; das will ich thun!"

Vechelde nahm das Wort. „Gegen den Weferlingen, der nicht allein wegelagert, sondern, wie ich höre, auf mehren Straßen ganz willkürlich Zoll erheben läßt, hilft nur Gewalt und Uebermacht, gegen den Herzog List. Das erfüllte mich sogleich gegen den jungen Friedrich mit Vertrauen zu seinem gesunden Verstande, daß er bei unserer ersten Zusammenkunft im Walde sagte: „Ich will dem Vormunde in einer schwachen Stunde schnell über den Kopf wachsen, wenn ich weiß, daß meine getreuen Braunschweiger heimlich hinter mir stehen." Und das müssen, das wollen wir; wir helfen ihm zu seinem Lande, er giebt uns Privilegien und Handfesten. Gegen Wansleben müssen wir ohne Säumen rüsten; der Rath wird

alle bewaffneten Bürger auffordern, die Schaar der Lilienvente zu verstärken; seit das Gesetz gegeben ist, daß jeder Bürger sich auf eigene Kosten Panzer, Stahlhut, Harnisch, Schild, Armbrust und Speer anschaffen muß und nicht aus der Stadt leihen darf, sind wir allen Rittern gewachsen; und seit wir Büchsenmeister haben, die die schweren Donnerbüchsen auf unseren Wällen bedienen, ist unsere Stadt auch sicher. Noch hat kein Burgmann einen Büchsenmeister und Pulverröhren und sie verachten das Pulver, das ihnen aber doch noch den Hals brechen soll."

Broitzen meinte, daß es gut sei, die Burg Wansleben ohne großes Geräusch im Lande zu überfallen, heimlich bei Nacht die von dem gefolterten Knechte verrathenen schwachen Stellen zu besteigen und am dritten April, während der Burgherr beim Feste sei, den Sturm zu machen.

Die vier Männer redeten bis Mitternacht mit einander. Was sie zum Beschlusse brachten, wird durch kommende Ereignisse bekannt werden.

Zweites Kapitel.

Der vierte April war ein Tag, wo Sonnenschein, Wolkenschatten, vom Winde gejagt, Strichregen und Hagelschlag wechselten.

Auf der Warte des Schlosses zu Wolfenbüttel lagerten zwei Reisige; neben ihnen stand der alte Rupert, welcher den Knappen hier oben nur Geschichten erzählt zu haben schien, um seine Gegenwart auf der Thurmzinne unverdächtig zu machen und die unruhig spähenden Blicke zu verbergen, die er um diese Stunde — es war nahe vor der Dämmerung — in die Gegend schweifen ließ, besonders in der Richtung nach dem Holze.

„Nun, Alter," sprach einer der lagernden Knechte, indem er sich die Tropfen eines vorhin gefallenen leichten Strichregens von den Armschienen wischte, „fahrt fort — ist's denn wahr mit dem Poltergeist Hödike? Ihr habt ihn doch nicht gehört?"

„Als wir einmal auf dem Zuge mit dem Herzoge Magnus Nachts bei den Pferden im Stalle des Klosters Winzenburg bei Alfeld schliefen, wurden wir aufgeweckt zur Mitternachtsstunde und wir hörten ein furchtbares Gepolter und klägliches Geschrei; wir meldeten es dem Herzoge, der sagte, es wäre der Poltergeist Hödike, den der Bischof aus dem Hochstift vertreiben wolle. Darauf hat ihn der Herzog selbst angeredet, aber nur ein Gewinsel und Poltern zur Antwort bekommen. Als wir später vor Lüneburg lagen und Nachts über die Mauer steigen wollten, ist der Hödike hinter dem Herzog laut geworden, aber gleich wieder verstummt, doch erzählt man auf der Winzenburg, daß sie in der Nacht den Hödike schreien gehört haben, und darauf ein großes Frohlocken und seine Stimme: „Jetzt sind sie alle hinüber!" — Es war aber in derselben Stunde, als die Ritter zwischen Sülze und Kalkberg auf Leitern über die Mauer von Lüneburg stiegen."

„Man hat uns erzählt, die Fehde mit den Lüneburgern vor zehn Jahren sei deshalb so schlimm für den Magnus abgelaufen, weil er die Sache nicht mit Gott angefangen und sich auf die Rathschläge des angerufenen Rumpelteufels Hödike verlassen habe."

„Mag sein," sagte Rupert, der eben zerstreut auf den Wald gesehen hatte.

„Sein Sohn, der junge Friedrich, wird so leicht keinen Teufel fragen, der läuft vor einer schwarzen Katze weg. Ha! ha! neulich sah ich ihn im Halbdunkel über die Gallerie schleichen und als ich mich bewegte, lief er weg wie ein Hase. Der hat von seinem Vater nichts geerbt."

„Da hast Du Recht — ha! ha!" lachte der andere Reisige, „nichts; nicht einmal das Land! Der Herzog Otto geht sein lebtage nicht wieder an die Leine zurück. Die Zeit der vormundschaftlichen Regierung wäre nächstes Jahr vorbei — aber wer sollte das Land regieren? Und dem Lüneburger giebt er es nicht und der Bernhard, des Magnus zweiter Sohn, ist noch lange nicht volljährig."

„Regieren?" sagte der erste Reisige, „oho, das ist hier im Lande keine Kunst. — Das könnte ich auch, wenn sich Keiner fände; den Leuten in Stadt und Land wegnehmen, was sie haben und mit den Rittern verjubeln, das ist doch wahrlich keine Sache, die großes Genie fordert und weßhalb man von Gottes Gnaden zu sein brauchte; nur etwas Courage."

„Daran fehlt es ja dem Herzoge mit drei Pferden gänzlich, das ist es ja gerade, Du Spitz!"

„Mit drei Pferden?"

„Ja, unterdessen Du nach dem Göttingenschen gesandt

warest, hat ihm der Herzog drei wilde Pferde geschenkt, die keinen Reiter tragen wollen und die er mit Eigensinn zähmen will; — man nennt ihn im Schlosse nur den Herzog mit drei Pferden."

„Hm!" versetzte der erste Reisige, „wenn ich des Herzog Magnus Sohn wäre — ich wollte schon wissen — doch, was geht mich das an." Er stockte plötzlich, sah vorsichtig nach dem alten Rupert auf und um zu prüfen, ob dieser auch nicht mit bösen Ohren auf die Rede gehorcht habe, da er still war und scheinbar gedankenvoll vom Thurme herab in das Land schauete, fuhr der Reisige fort: „Na, Alter, was sinnt Ihr denn und schauet nach dem Walde, wie ein Habicht?"

„Ich sehe nach dem Wetter. — Seid Ihr Göttinger oder Braunschweiger Landeskinder?"

„Beide Braunschweiger — ich bin aus Lutter, dieser ist einer aus Sauingen."

„Da müßtet Ihr auch gut Braunschweigisch sein."

„Oho," versetzte der erste Reisige, „wir dienen dem Herzoge Otto ebenso gut und treu, wie Ihr alter Graukopf."

Mit unverkennbarer Absicht, das Gespräch von diesem Gegenstande abzulenken, da man Rupert für einen Gehülfen des Herzogs Otto und dessen Erbschaftsplänen hielt, begann der andere Reisige: „Warum der Herzog nicht mit nach Wansleben geritten sein mag? — Da muß es gestern und die Nacht lustig hergegangen sein. Das war ein Abschied von der goldköpfigen Olga — sie winkte mit dem Tuche so lange, als sie den Herzog am Fenster sehen konnte; drei Tauben hatte sie von hier mitgenommen

und zwei sind schon wieder eingeflogen mit einem Briefe am Halse für den Herzog."

„Der Herzog sieht gewaltig grämlich aus, er kann die Einsamkeit nicht vertragen und nun trifft es sich gerade, das Schwiecheldt und Steinberg auf ihren Burgen sind, um ein Bischen im Hochstifte Hilmsen zu wegelagern, da ihre Keller und Säckel leer geworden sind."

„Ich wäre in seiner Stelle mit der hübschen Olga, die es ihm einmal angethan hat wie eine Hexe, nach Wansleben geritten. Wißt Ihr's nicht, Rupert, warum er hier geblieben ist?"

„Ich weiß es nicht — es kann sein, daß ihn der Bannfluch drückt," antwortete Rupert gleichgültig und immer unruhiger über das Holz spähend.

„Oho — Bannfluch? Was frägt Der darnach? — Es ist ihm gewiß lieb, daß kein Pfaffe auf seinen Weg kommt."

In diesem Augenblicke entfuhr dem Alten ein unfreiwilliges: „Ha!" er trat schnell an die Brustwehr der Thurmzinne vor und seine Augen waren unverwandt auf einen entfernten Punkt in der Luft gerichtet.

„Was giebt's da?" rief ein Reisiger und Beide richteten sich auf, um über die niedere Mauer zu spähen.

„Seht Ihr nicht," sagte Rupert, „ein schöner Hirsch!"

Die beiden Knappen strengten sich an, das Thier zu sehen.

„Ich sehe nichts," sagte Einer.

„Er ist eben am Walde verschwunden," erwiderte Rupert, während seine Augen hoch in die Luft gerichtet waren.

„Tauben sehe ich,“ rief der Andere, „eine weiße und zwei dunkle, über dem Walde dort; es muß ein Habicht dahinter sein; wie sie flattern uud steigen und den Weg nicht finden können.“

„Nun gehabt Euch wohl, es wird mir zu windig hier oben,“ sagte Rupert schnell; „ich habe hier schon viel zu lange gestanden.“ Er stieg die Treppe im Wartthurm hinab und eilte in die Schloßräume, wo Herzog Friedrich wohnte.

„Ein kurioser, alter Bursche,“ begann der eine Knappe; „er sieht so ehrlich aus und doch traue ich ihm nicht. Ich hätte bald zu viel geplappert. Sage mal, Bruder, wenn der junge Herzog sein Land erobern wollte, und die Braunschweiger für sich gewönne — was würdest Du thun?“

„Nun, was viele Andere auch thun würden — ich wüßte schon, was ich thäte.“

„Wahrhaftig, ich auch.“

„Halt das Maul; — wird der Hans Unverstand was erobern?“

Rupert war in Eile bei Friedrich's Gemächern angelangt, öffnete die Thür und fand den Jüngling am offenen Fenster stehen.

„Habt Ihr sie schon bemerkt?“ fragte er hastig an das Fenster tretend und in der Miene aufgeregt. „Die drei Tauben? Eine weiße und zwei dunkle?“

„Wo?“ rief Friedrich in die Ferne spähend.

„Sie sind gegen Braunschweig geflogen, nachdem sie plötzlich aus dem Holze auffuhren, verwirrt flatterten, hoch in die Luft stiegen und schwärmten. Euer mißtrauischster Feind ist besiegt; das wird die anderen Ritter in Schreck

setzen — die Braunschweiger haben Euch den ersten Sieg erfochten — o, mein gnädiger Herr, ich muß Eure Hand küssen — bald kommt die Stunde der Rache auch an Euch!"

Friedrichs Augen sprüheten; er schritt in leidenschaftlicher Aufregung durch das enge Gemach, blieb am offenen Fenster stehen, streckte die Arme nach der Stadtgegend aus und sprach: „O! ich möchte zu Pferde steigen und die siegreichen Bürger hierher führen!"

„Verrathet nicht Eure Mitwissenschaft durch Aufregung und kühnen Blick; — beherzigt den Rath des Vechelde, den Euch dieser tapfere Mann neulich am Lindenberge gab, als wir dort heimlich zusammen kamen. Jemehr Ihr von den Erfolgen der Braunschweiger erfahret, um so theilnahmloser stellt Euch — das war sein Wort; vergesset nicht, daß Ihr durch List den Weg öffnen sollt für der Bürger Gewalt!"

Friedrich zwang sich, die Aufregung zu beherrschen, die das Auffliegen der drei Tauben bei ihm und Rupert hervorgracht hatte.

Vor drei Tagen nämlich hatte Friedrich eine Zusammenkunft mit dem Stadthauptmann von Vechelde am Lindenberge bei Thiede gehabt, wo jener dem jungen Herzoge mittheilte, daß die Stadt ihren festen Willen, des Magnus ältesten Sohne zu seinem angestammten Lande zu verhelfen, mit einer Fehde gegen Weferlingen, den Blutfeind der Stadt, bezeugen werde, zugleich auch, um die Ritter einzuschüchtern, dem Herzoge Otto bewaffneten Beistand zu leisten. Im Lechelnholze solle am vierten April ein Bürger mit drei Tauben, einer weißen und zwei dunkeln, auf die

Nachricht von der Stadt warten, und, wenn der Sieg über die Burg Wansleben gemeldet sei, die Tauben hoch in die Luft werfen, als Zeichen für den jungen Herzog, daß die Stadt ihn einen gewaltigen Schritt zum Ziele näher gebracht habe. Nun wird es erklärlich, warum Rupert auf der Warte stand, den Reisigen Geschichten erzählte, um sein langes Bleiben unverdächtig zu machen, und weßhalb das Aufsteigen der Tauben ihn mit Unruhe erfüllte und schnell vom Thurme trieb.

Alles dieses war nahe vor der Dämmerung geschehen. — Es ward Abend. — In seinem erleuchteten Gemache saß Herzog Otto, nachlässig in einen Sessel ausgestreckt, am Tische; ihm gegenüber Christoph von Rostorf; sie hatten Brettspiel getrieben, der Herzog hatte desselben überdrüssig, eben mit der Hand das gefelderte, schwere Brett zurückgestoßen und laut gegähnt.

„Beliebt es Euch zu würfeln?“ fragte Christoph, um die gute Laune des Herzogs zu ködern, da er wußte, wie er dessen Wohlgefallen an ihm nur dem kecken Trotze und der frivolen Lustigkeit verdankte, womit er selbst über des Herzogs Stolz und heftiges Temperament siegte.

„Würfeln mit Dir?“ antwortete Otto geringschätzend auf den Junker niederblickend, während er den langen Bart durch die Hand strahlte, „Hans Habenichts!“

„Ei, Ihr habt auch schon um Küsse und Ringe gewürfelt.“

„Wenn Du ein Weib wärest. — Aber da fällt mir ein, Du hast ja schon um ein Mädchen gewürfelt; — Du bist keck im Wurf — wohlan, wenn ich den höchsten Wurf thue, so sollst Du mir einen Braunschweiger Raths-

mann einfangen und geschieht es nicht bis zu Pfingsten, so wirst Du an einen Baum nahe vor der Stadt angebunden. Thust Du den höchsten Wurf, so magst Du Dir etwas wünschen."

„Topp!" versetzte Christoph, „es sei — gewinne ich, dann gebt mir ein Rittergut zu Lehen, damit ich einen Namen bekomme. Ihr habt es ja geschworen, daß der Name Rostorf für ewige Zeiten getilgt sein solle."

„Du bist ein kecker Gesell; — hüte Dich, Du wirst an den Baum gebunden, ich mache Ernst, da Du so keck bist. Ein Rittergut? Fürwahr, Du forderst wie ein Narr."

„Macht mich zum Herrn von Gladebeck."

„Wohl auch gar von Hardegsen? Deine Keckheit reizt mich; Du wirst verlieren, besinne Dich."

„Habe ich mehr Courage als der Herzog?" fragte Christoph herausfordernd.

„Der Teufel soll Dich holen, wenn Du nicht selber der Satan bist. — Du hast etwas Teuflisches an Dir; Dein höhnisches Lächeln, Dein Witz, wo Andere erschrecken, Dein Abscheu vor einer Kirche; — ha! noch hast Du mich nicht gewonnen, Bursch, wenn ich auch der Rostorfer wegen in den Bann gefallen bin; ich kenne auch das Geheimniß der Würfel — hole sie, ich will es mit Dir aufnehmen! Gewinne ich, so lieferst Du einen Rathsherrn, der mir tausend Mark Lösegeld einbringt, oder Du wirst vor der Stadt angebunden — gewinnst Du, so erhälst Du Gladebeck zu Lehen und nennst Dich danach."

„Es ist ein Wort!" rief Christoph, als er aus einem geschnitzten Wandschranke einen Metallbecher mit drei

großen, weißen Würfeln holte und vor dem Herzoge auf den Tisch stellte.

„Gieb Acht, jetzt sollst Du zu Kreuze kriechen," rief Otto, die Würfel im Becher schüttelnd, „da zähle!" Er schleuderte die Würfel auf den Tisch.

Christoph nahm die Lampe, zählte und wurde still. Der Herzog beugte sich vor, überflog die drei Würfel und rief: „Siebenzehn! — Nun versuch's, ich glaube an Deine Teufelei nicht mehr!"

„Oho!" lachte Christoph, „drei Würfel haben achtzehn Augen!" Er schüttelte den Becher, aber in demselben Momente, wo er sie auswarf, stürzte ein Edelknappe herein und rief: „Herzog! — Um Gottes Willen, Herzog!"

Otto sprang auf, griff nach dem Dolche, den er vorhin beim Brettspiel aus dem Gürtel gezogen und auf den Tisch gelegt hatte, und sah den aufgeregten Edelknappen flammend an; Christoph rief frohlockend: „Achtzehn!" aber Otto hörte nicht danach, sondern nach den Worten des Edelknappen, welcher fortfuhr: „Wansleben ist ein rauchender Schutthaufen — eben ist ein versprengter Knecht in's Thor geritten!"

„Wer? — Wer hat das gethan?" fuhr Otto wild auf; „sind die Weferlinger unterwegs hierher? Man soll ihnen Knappen entgegen schicken; — es ist Fehde und Brand im Lande und ich weiß das nicht? Wer hat die Burg angezündet? Ich will sie schöner und fester wieder aufbauen lassen und furchtbare Rache an dem Uebelthäter nehmen — wo sind die Weferlinger?"

„Herr, befehlt, daß der Knappe es Euch berichte; — er spricht schlimme Worte?"

„Sogleich — auf der Stelle — schleppt ihn hier her, wenn er zu müde und langsam ist — o! meine guten Weferlinger!“

Der Edelknappe eilte davon; Otto schritt erregt und mit drohenden, blitzenden Augen zwischen Thür und Fenster auf und nieder, von beiden Seiten ungeduldig Kunde erwartend.

„Herr,“ sagte Christoph, „wollt Ihr unterdessen einmal nachzählen? Ich habe Achtzehn geworfen.“

„Schweig, Schurke — bringe mich nicht auf mit Deinem Witz, wo ich vor Rache koche? O! meine Weferlinger!“

Christoph machte ein verstimmtes Gesicht, schlich zur Seite und beobachtete den Herzog, dessen Ungeduld mit jeder Secunde wuchs.

Der Herzog riß die Thür auf und wollte über die Schwelle schreiten, als im Vorzimmer der Edelknappe mit dem Weferlingen'schen Knechte erschien, welcher matt, bleich, mit Unglück verheißenden Blicken, in einer zerhauenen Rüstung, dem zurücktretenden Herzoge entgegen schwankte.

„Wo ist Deine Burgherrschaft? Das Fräulein? — Sind Reisige fertig, um den Flüchtigen entgegen zu eilen? Sprich, waren es die Städter?“ So überfiel Otto mit heftigen Fragen den zögernden Knecht.

„Herr,“ begann dieser, „das Unglück ist größer, als Ihr denkt — die Burg ist der Erde gleich, es sind nur Wenige entkommen; die Braunschweiger —“

„Wo ist Deine Herrschaft, Schuft?“ unterbrach ihn der Herzog, mit dem Fuße stampfend.

„Todt — Alle verbrannt — o, mein Gott!“

„Du lügst, ohne daß Du es weißt, aus Feigheit — wo ist Olga von Weferlingen?“

„Mit Vater, Mutter, Bruder verbrannt!“

Otto schwankte zurück, legte die Hand auf die Augen und kehrte sich ab. Plötzlich winkte er mit dem Arme ungestüm fort und rief: „Hinweg — hinweg, ich will allein sein!“

Christoph, Edelknappe und Knecht verließen das Gemach. Der Herzog warf sich in den Sessel, deckte beide Hände über das Gesicht und rief in Schmerz und Wuth: „Olga — Du, Dein freundliches Auge, Dein schelmischer Mund, Dein weißer, schöner Nacken — Du — Du Kohle und Asche? Das ertrage ich nicht, hu! Rache, Rache — einen Berg von Asche, einen Berg von Menschenkohle muß ich sehen, um Dich zu bezahlen! Olga — ich soll Dich nicht wieder lächeln sehen, nicht wieder Deine Stimme hören? O! Dein Abschied war so schwer — warum habe ich Dich ziehen lassen! — Blut! Blut muß ich sehen, Flammen! Die ganze Stadt Braunschweig soll ein Scheiterhaufen werden — Olga, meine Olga!“

Während der Herzog in den wogenden Gegensätzen von Schmerz, zärtlicher Erinnerung, Wehmuth und Rachsucht seinen Gefühlen Luft machte, erzählte der Wanslebener Knecht dem Christoph und den versammelten Schloßleuten, unter denen auch Rupert sich eingefunden hatte, das Ereigniß. Es war große Festlichkeit in der Burg gewesen, gestern den ganzen Tag und die Nacht hindurch; Musik und Gelag hatte die Sinne ermüdet, die Reisigen lagen berauscht am Boden, die Wachen achteten nicht auf die Umgegend. Plötzlich in der letzten Stunde vor Tages=

anbruch waren bewaffnete Leute in großer Zahl über die Mauern gestiegen; die Braunschweiger, welche Nachts vorher schon ausgezogen waren und sich in Holz und Gräben geborgen hatten, überfielen Wansleben so unvorhergesehen, als wüchsen sie aus der Erde, und es entstand ein heftiger Kampf im Inneren und vor den Mauern der Burg; — der Schreck hatte die Ueberfallenen nüchtern, die Gefahr muthig gemacht; Johann von Weferlingen hatte Gattin und Tochter in ein festes Gewölbe gebracht und dann mit seinem Sohne Kurd eine tapfere Gegenwehr geleistet; die eingeladenen Ritter hatten ihre Frauen und Töchter geborgen und das Schwert ergriffen; schon wurden die Braunschweiger aus dem Vorhofe zurückgeworfen, als auf heimlichem Wege eine andere Schaar, von Vechelde geführt, in das Innere eingedrungen war und die Flammen aus dem Herrenhause schlugen. Jetzt eilte Ritter Johann in das Gewölbe, um seine Gattin und Tochter vor den Flammen zu retten, aber die Kerker waren geöffnet, Sonnenberg, ein Schwert in der Hand, vertrat ihm den Weg und der Burgherr wich in einen Nebengang aus. Das Feuer von allen Seiten, namentlich unter den hölzernen Burgtreppen angelegt, schlug nun aus Fenstern und Luken und der schwarze Rauch zog erstickend in die Gewölbe nieder. Die Reisigen suchten sich zu retten, die Feuergluth erleuchtete die Gegend und röthete den Himmel, die ritterlichen Gäste flohen mit Weibern und Töchtern auf ihren aus den brennenden Ställen geretteten Pferden, fielen aber größtentheils in die Hände der Braunschweiger, welche sie als Gefangene zurück hielten.

Ritter Johann dachte jetzt nur noch an die Rettung

seiner Familie; auf nur ihm zugängigen Wegen drang er durch den Rauch in das Gewölbe, wo er Gattin und Olga geborgen hatte; — er traf die schwächliche Frau erstickt und Olga in Verzweiflung am Boden liegend und die Hände ringend; der Vater ergriff sie und schleppte sie eine Treppe hinauf in einen Küchenraum — dann holte er die Gattin, die aber kein Lebenszeichen von sich gab. Da stürzte Kurd aus dem Gewölbe, wohin auch er geeilt war, um Mutter und Schwester zu retten; vergebens hatte er sich über die erstickte Mutter geworfen, um sie in's Leben zu schütteln; Olga flehte, nach Wolfenbüttel zu entfliehen. — In der Raserei der Verzweiflung raffte Ritter Johann die Leiche seiner Gattin auf, Kurd ergriff die ohnmächtige Schwester und durch Flammen und Rauch drangen sie in das noch nicht vom Feuer ereilte Schlafgemach ein. Hier wollten sie Olga in Betten wickeln und durch einen kühnen Wurf aus dem Fenster deren Rettung vermitteln. Olga erwachte aus der Ohnmacht, sträubte sich vor dem jähen Sturze und schrie wie wahnsinnig nach Hülfe. Schon wurde das Gemach mit Rauch gefüllt; Knechte drangen ein, die ihre Herrschaft gesucht hatten und sie jetzt zur Flucht auf einer noch unversehrten Treppe mahnten. Der sonstige wilde Muth des alten Weferlingen war in Raserei übergegangen, er küßte die Leiche seiner Frau, ergriff Olga, nahm das Schwert in die Rechte und wollte so den Weg nach einem unterirdischen Gange bahnen, der im freien Felde mündete. Die Knechte, von Kurd geführt, begleiteten den Rasenden; eine brennende Treppe hielt ihn nicht ab; Olga schrie — ihre Kleider hatten Feuer gefangen, er stürzte weiter mit ihr, er achtete nicht

darauf; da fühlte er selber die glühend werdende Eisenrüstung — er ließ im Schmerz die Tochter fallen und starrte auf die bereits stumm gewordene, theilweise verkohlte Tochter. Mit furchtbarem Schrei sank er neben ihr nieder, überwältigt von Seelen- und Körperschmerz. Kurd prallte zurück, die Knechte dachten jetzt an die eigene Rettung — eine Stimme unter dem Fenster rief: „Wo stecken die Schufte? Bis auf das letzte Samenkorn soll dies Geschlecht im Feuer umkommen, zur Wohlfahrt des Landes!" Kurd stürzte den Weg, den er eben mit Vater und Schwester gekommen war, zurück, um die feuerfeste Küche zu erreichen. Rauch empfing ihn, er that noch einige Schritte und taumelte nieder. —

Als die Sonne im Mittag stand, war die stolze, feste Burg Wansleben nur noch ein rauchender Trümmerhaufen, bei dem frohlockende, bewaffnete Bürger beschäftigt waren, ihn der Erde gleich zu machen. Der Stadthauptmann von Vechelde und der Patrizier von Sonnenberg lagen auf dem Boden und blickten befriedigt in die wirbelnde Rauchsäule und auf die eingestürzten, die Gräben ausfüllenden Mauern und Thürme. Die gefangenen Ritter und Frauen, die das Fest auf Wansleben theuer büßen mußten, erwarteten in einem kleinen Hause, das zum nahen Dorfe gehörte, ihr Schicksal, bewacht von den aus den Kerkern befreieten Bürgern. — Als das Feuer nichts mehr zu verzehren hatte, die heißen Steine auseinander gerissen und zerstreuet waren, drangen die städtischen Reisigen in die Schuttstätte ein, um nach edlen Metallen zu suchen; sie fanden große Klumpen Silber, aus dem Gelde und Geschirre des Weferlingen'schen Reichthums zusammen ge-

schmolzen, aber sie fanden auch unter dem Schutte und heißen Gerölle die kaum mehr kenntlichen, an Rüstungen und Schmuck sich kundgebenden, verkohlten Reste der Weferlingen'schen Familie.

Als man dem Stadthauptmann die Nachricht dieses Fundes brachte, sprach er: „Bauet einen Scheiterhaufen, werfet die leiblichen Reste darauf und vertilget jede Spur dieser Familie, das sie noch nach ihrem Tode der gerechten Strafe verfallen, die sie um unsere Stadt und vieler Bürger Blut verdient haben."

So schrecklich endete ein Geschlecht, das Jahre lang das Braunschweigische Land mit Furcht und Entsetzen erfüllte und das Privilegium des Mordes und Raubes für sein adliges Recht hielt.

Im Triumphe zogen gegen Ende des Tages die Braunschweiger Schaaren heim; so still und heimlich sie gekommen waren, so laut und mit brennenden Fackeln kehrten sie zurück, überall von den Landbewohnern als Retter begrüßt. Die gefangenen Ritter folgten stumm und gedemüthigt, ihre Frauen und Töchter wehklagten laut und flehten die Bürger, die sie sonst zu verachten gewohnt waren, um Gnade an.

Als die siegreichen Schaaren im Angesichte der Stadt am folgenden Tage zur Nachmittagszeit erschienen, wurden sie mit Glockengeläut, Musik und Jubel empfangen; der Rath ging ihnen mit grünen Fichtenzweigen entgegen und man hielt in der Domkirche eine feierliche Abendmesse, worin Gott gedankt wurde, daß er die Waffen der Stadt zum Werkzeuge gemacht habe, um an der nunmehr vertilgten Adelsfamilie die tausendfältigen Verbrechen zu

strafen, die von ihr an Leben und Eigenthum der Bürger verübt worden waren.

Die gefangenen Ritter und deren Frauen wurden einige Tage später freigelassen, nachdem sie feierlich auf dem Rathhause schriftlich und bei Ehrenwort, Wappen und Vermögen angelobt hatten, keinerlei Feindseligkeiten gegen die Stadt zu begehen, Leben und Besitz der Bürger auf allen Straßen des Landes zu achten und dem Herzoge von Göttingen bei seinen bösen Absichten auf Stadt und Land keinerlei Vorschub und Hülfe, weder mit Rathschlägen, noch Geld, Waffen und Reisigen, zu leisten, da es ihnen sonst ergehen werde, wie dem Weferlingen.

Die Ritter, welche dieses gelobten, waren nicht die einzigen, welche in der Bestürzung über die That der Stadt, für die eigene Sicherheit besorgt wurden; der Eindruck, den dieses Ereigniß im ganzen Lande hervorbrachte, war ein so gewaltiger, daß alle Burgmänner, welche nicht daheim waren, schnell nach ihren Burgen eilten, sich hier absperrten und still für eine Gegenwehr vorbereiteten. Aber auch in den Nachbarländern regte das Ereigniß die Gemüther auf und erschreckte das böse Gewissen der Ritter durch die Furcht, daß das Beispiel der Braunschweiger von anderen Städten nachgeahmt werden könne. Die Bischöfe freueten sich der derben Warnung, welche der im Banne befindliche Quade bekommen hatte, Fürsten verhielten sich ruhig, da sie eine Demüthigung der übermüthigen Ritterschaft nicht ungern sahen, die Hanse billigte die That um so eher, da die Braunschweigischen Strolchritter auch manches hanseatische Eigenthum geraubt oder gefährdet hatten. —

Kehren wir zu Herzog Otto auf Wolfenbüttel zurück.

Der Schmerz über Olga verrieth, daß er sie wirklich geliebt hatte — die entsetzliche Wahrheit, daß der üppige Mädchenkörper, an dem sein Auge mit sinnlichem Wohlgefallen sich geweidet hatte, zu einer schäumenden Kohle verbrannt, der fröhliche Sinn ihres Herzens unter furchtbaren Qualen vernichtet, der schelmische Mund mit einem Schrei des höchsten Schmerzes auf ewig verstummt sei, regte seine aufgescheuchte Phantasie so heftig auf, daß er über dem Schreckensbilde betäubt seinen wilden Charakter vergaß und sich zum ersten Male gelähmt und gedemüthigt fühlte.

Um so wilder und wuthschnaubender erwachte er aus seiner Betäubung; er hatte nur den einen, alle seine widersprechenden Gefühle von Schmerz und Wuth in sich vereinigenden Gedanken der furchtbarsten Rache. — Noch in der Nacht wollte er satteln und aufbrechen, um den Braunschweigern entgegen zu ziehen und ihren Rückweg mit Blut zu zeichnen; wie groß seine Zahl an Streitern war, bedachte er nicht, seine Rache kannte keine Ueberzahl der Gegner. Christoph hatte den Muth, ihm die Erzählung des flüchtigen Knechtes über die bedeutenden Streitkräfte der Braunschweiger zu wiederholen, aber er fuhr ihn barsch an. Wirklich mußte die Besatzung der Burg die Rüstung noch um Mitternacht anlegen, als die Kunde eines zweiten Flüchtlings eintraf, daß die Braunschweiger Ritter und Frauen, die zu Gaste auf Wansleben gewesen seien, zu Gefangenen gemacht hätten und mit Fackeln auf der Straße nach Braunschweig vom rauchenden Schutthaufen abgezogen wären. —

„Ihr wollt auf das Ungewisse in die Nacht hinausziehen," sagte Christoph, „und die Burg preisgeben? Wer bürgt Euch dafür, daß die Braunschweiger nicht auch eine Absicht auf Wolfenbüttel haben?"

Dieser Gedanke brachte den tobenden Herzog zum Nachdenken; er verkehrte eine halbe Stunde lang einsam in seinem Gemache, dann befahl er, die Burg zu hüten, auf einen Ueberfall vorbereitet zu sein und die Waffen in der Hand zu behalten. Er sendete Eilboten an die befreundeten Ritter ab, nach der Asseburg, der Harzburg, überhaupt den Burgmännern im Lande, die er für fähig hielt, ihm Hülfe zu leisten; er forderte, daß sie aufbrechen sollten mit Mannen und Insassen, daß er ihre Fähnlein erwarte, um sie gegen die Vertilger eines adligen Geschlechtes zu führen.

Der folgende Tag wurde ihm zur Ewigkeit; seine Ungeduld machte Minuten zu Stunden, das kochende Rachegefühl konnte nicht länger die eingeschlossene Siedhitze ertragen und drängte zum Durchbruch, zu zerstörender Explosion. Er kam kaum vom Fenster, um die spähenden Blicke auf die Landstraßen zu senden, ob noch kein Bote heimkehre. Graf Busso von der Asseburg und Ritter Hans von Schwiecheldt waren die einzigen, die als Nachbaren in das Schloß sprengten; der im Hildesheimischen auf seiner Hindenburg weilende Kurd von Steinberg konnte noch nicht benachrichtigt sein. Sie hatten Mühe, den Herzog zu beruhigen und ihn zu bestimmen, sich Zeit zu lassen, mit Einsicht zu rüsten und durch keinen leidenschaftlichen Ueberfall das Leben der Ritter und Edelfrauen, die als Gefangene in der Bürger Händen seien, in Gefahr

zu bringen. Die beiden Ritter kehrten zurück, um selber zu rüsten.

Aber eine neue Demüthigung sollte den Herzog noch von seinen Freunden und Denjenigen treffen, bei denen er ein gleiches Rachegefühl voraussetzte; Otto ruhete nicht, alle Vasallen des Landesherrn von Braunschweig, wie er sich als gewaltsamer Erbe des Magnus nannte, aufzubieten, um, wie voriges Jahr im Göttinger Lande an Hardegsen, nunmehr ein Verbrechen zu strafen, das die ganze Ritterschaft kränke und empöre. — Aber die Antworten, die er, statt der erwarteten Fähnlein und Mannen, erhielt, brachten ihn in ein um so heftigeres Toben, als das kalte Gefühl der Hülflosigkeit sich in den glühenden Strom seiner Leidenschaft einmischte. Die Burgmänner, selbst Schwiecheldt, entschuldigten sich und boten ihre Hülfe zu einer späteren Zeit an, da sie auf ihren eigenen Burgen auf der Hut sein und ihr Eigenthum selber schützen müßten, weil die That der Braunschweiger überall eine drohende Stimmung der Städte hervorgebracht habe; mehrere Ritter gestanden, bei Ehre, Wappen und Vermögen den Braunschweigern für Freilassung aus der Gefangenschaft gelobt zu haben, dem Herzoge keinerlei Hülfe gegen die Stadt zu leisten. —

So war der ganze Monat April verstrichen und Otto ohne die Macht geblieben, welche seine Rachbegier hätte verwirklichen können; aus Oberwald wagte er seine Reisigen nicht herzurufen, da er von Heinrich Kiphut erfuhr, daß sich in Göttingen ein böser Geist kund gebe und der Vollrutz noch mehr Besatzung haben, so wie das Schloß Hardegsen bewacht werden müsse. Otto aber ruhete nicht;

er sandte Briefe an Fürsten und Bischöfe, Grafen und Kaiserliche Vögte, um sie aufzufordern, die Vertilgung eines Adelsgeschlechtes durch Bürger nicht ungestraft geschehen zu lassen und ihm die bewaffneten Mittel zu geben, die verbrecherische Stadt zu strafen; er schrieb an Freund und Feind, um sie für die vermeintliche gute Sache zu vereinigen, an die Erzbischöfe von Magdeburg und Köln, die Bischöfe von Hildesheim, Paderborn, Münster und Osnabrück, an die Aebte zu Corvey und Hilwartshausen, an den Herzog Albrecht von Lüneburg, an den Landgrafen Balthasar zu Thüringen, Markgrafen zu Meißen, an die Grafen von Hohnstein, von Schwarzburg, Regenstein, von Gleichen, von Pyrmont, von Tecklenburg, von Stolberg, von Lichtenhagen, von Cleve, von Limpach, an die Ritter des Sternbundes, alle aber erwiderten, daß sie nicht Lust hätten, mit der mächtigen Hanse in Krieg zu gerathen, da Lübeck der Stadt beistehen werde; — die Bischöfe und Aebte aber sprachen offen aus, was vielleicht mancher Fürst und Graf nur gedacht nnd hinter einen anderen Vorwand geborgen hatte, daß nämlich der über dem Herzoge Otto schwebende Kirchenfluch seine Waffe unfähig mache, ein Gott gefälliges Strafwerkzeug für Verbrechen zu sein.

Das schmetterte den stolzen, herrschsüchtigen Mann nieder; er fühlte die Verachtung jetzt heftiger, als die Rache an Olga's Tode und den Schmerz ihrer Entbehrung. Aber er vermißte sie auch niemals fühlbarer, als in dieser Zeit, wo die Mahnungen des Bannes, die früher Olga's schelmischer Mund mit zärtlicher Leichtfertigkeit wegzuschwatzen und durch Spott zum Gegenstande übermüthigen Be-

lächelns zu machen verstand, seine empfindlichste Seite des herrschsüchtigen, stolzen Welfencharakters trafen.

Finster und grollend, Gelage und Unterhaltung fliehend, lebte er auf seiner Burg, wie ein Geier, der seinen einsamen Horst bewacht. Der Mai trieb Knospen, aber er hatte kein Auge dafür; er hätte lieber Blut gesehen; mit dem gekränkten Stolze war sein Frohsinn verwundet. Christoph, sein einziger Gesellschafter, ein Mensch, den selbst eine furchtbare Blutschuld zeichnete, der seine Eltern in den Tod gejagt und noch nie eine Reue gefühlt hatte, war sein täglicher Begleiter und suchte des Herzogs Stimmung durch frivole Scherze zu heben. Anfangs hörte sie Otto an, bald hieß er ihn schweigen, um verdrießlich und stumm mit sich selbst zu verkehren. —

Ein vorwaltender Gedanke beschäftigte ihn heimlich; er wollte den Kirchenfluch von sich abwälzen; nicht Reue oder Buße hatten diesen Gedanken geweckt, sondern der verletzte Stolz, der vom Banne beschränkte Uebermuth, die Furcht, das feindliche Leute Nutzen daraus ziehen, die Bürger ihm, nach dem Wortlaute der Excommunication, den Gehorsam versagen und ungestraft sich empören könnten.

In solchen Betrachtungen schickte er nach dem Priester der außerhalb der Burg im umliegenden Orte befindlichen Longinuskirche, um ihn zu fragen, was er thun könne, um die Kirche zu versöhnen. Der Priester war nicht gekommen, da es ihm nicht erlaubt war, mit einem Excommunicirten zu verkehren. Zornig drang Otto in die Wohnung des Priesters und forderte zum Trotz das Sacrament; der Geistliche weigerte sich; Otto drohete, aber er fühlte sich doch schwach gegen die Kirche — eine Gewalt-

that an diesem hülflosen Priester würde die Bischöfe gegen ihn in geistliche und weltliche Waffen gebracht haben. „Sprich — was soll ich thun?“ rief er dem Priester ärgerlich zu. — „Buße,“ antwortete dieser, „gute Werke, reuige Gebete, Selbstpeinigung!“

„Narr!“ rief Otto unbefriedigt, „ich bin ein Herzog und befehle Dir, dem Mainzer Erzbischofe zu melden, daß ich die Kirche versöhnen und Opfer geben will.“

„Darf ich Eurem Befehle gehorchen?“

„Unglücklicher! bringe mich nicht auf!“

„Jeder Priester steht an des Bischofs Stelle; wollt Ihr Sühne der Kirche, so erfüllet, was nicht Menschenwille ist. Beichtet, betet, opfert, thut gute Werke, handelt Recht an Jedermann.“

Es lag nicht in Otto's Sinne und Charakter, durch Reue und innerliches Werk die Kirche zu versöhnen; nur äußerlich abzukaufen gedachte er den Bann. In diesen Reflexionen trat ein Bild vor seine Seele, das fast ganz erblichen war — das fromme Bild Margarethens; aber auch die heilige Engelserscheinung der verstoßenen Gattin konnte er nicht mit reinem Herzen in seine Gedanken ziehen, er mußte die Frivolität seines rohen Lebens in die Tugendstrahlen des edlen, reinen Weibes flechten. „Wozu lasse ich ihr Zeit, Muße und Mittel, wenn sie durch ihre frommen Uebungen nicht so viel Ansehen vor den heiligen und geistlichen Machthabern erlangt hätte, daß sie Fürsprache führen und den Bann von mir abnehmen könnte? Sie hat so reichlich geopfert, daß man mehrere Kirchen dafür aufbauen könnte, die hundertmal mehr Werth sind, als der abgebrannte Gotteskasten zu Hardegsen. Das muß

sie dem Bischofe sagen; — das Beten versteht sie auch besser als ich; — sie soll beten, opfern, Buße thun — das will ich ihr schreiben."

So roh faßte Otto die Würde und Tugend Margarethens auf, die ein stilles, klösterliches Leben des Wohlthuns und der Buße mit Hanna und dem hochbetagten, gebrechlich gewordenen Henricus auf dem Schlosse Harste führte, und durch den Anblick des Sohnes und die Mutterliebe an Pflicht und Freude dieser Welt gemahnt wurde. So wie Otto gedacht hatte, so roh schrieb er an Margarethe.

Es ging beinahe der Mai darüber hin, bis er Nachricht erhielt; sein heftiger Sinn grollte und tobte schon gegen die Herzogin, deren Schweigen er für Verachtung des von der Kirche Geächteten, für Pfaffeneinfluß, für Auflehnung gegen ihn hielt. Schon hatte er seine Heftigkeit in rachsüchtigen Gedanken ausgesponnen, er wollte Margarethen den Sohn entreißen, sie einschüchtern und zwingen, Werkheiligkeit für ihn zu thun, und den Erzbischof von Mainz um Aufhebung des Kirchenfluches, ihres eigenen Seelenfriedens wegen, zu bitten; — was er selber zu thun zu stolz und frivol war, sollte Margarethe für ihn thun. Seine verdrießliche Laune malte ihm in einsamer Stunde die Scene aus, wie Margarethe seinen Brief empfangen, mit stolzem, verächtlichen heiligen Dünkel zurückwiesen, den Sohn vielleicht auf die Handlungen des Vaters aufmerksam gemacht, mit Henricus bemitleidend gesprochen habe; — das Bild seiner eigenen Phantasie, welches er, zur Befriedigung seines Grolles, mit ungünstigen Farben bis in's Kleinste vollendete, brachte ihn in Leidenschaft und

er redete sich selbst in eine wilde, rachsüchtige Stimmung gegen Margarethe hinein.

Als die dritte Woche vorüber war, hatte seine Gehässiigkeit gegen Margarethe einen so hohen Grad erreicht, daß er zornig durch sein Gemach schritt und darüber nachsann, wie er den frommen Hochmuth seiner Gattin am Empfindlichsten strafen könne — da, in derselben Stunde traf ein Bote aus Harste ein; — er brachte einen Brief Margarethens. Otto las; seine ungeduldigen Blicke hafteten fester auf den Zeilen, seine Miene verrieth den Ausdruck der Beschämung, sein Groll verstummte; — plötzlich aber erhielt er von Neuem den Zug des aufstürmenden Zorns, er griff zerknitternd mit den Händen in den Brief, die Ader seiner Stirn schwoll an: „Ha! zum Teufel mit dem verdammten Erzpfaffen!" rief er im Ausbruche der Wildheit, und schleuderte das Papier auf den Tisch.

Margarethens Brief lautete:

„Otto — Gott ist Zeuge, wie Dein mildes Andenken an mich meine Augen mit Thränen der Rührung, mein Herz mit wehmüthiger Freude, meine Gedanken mit Verzeihung und mein Gebet mit Dank gegen Gott erfüllt hat. Täglich seit Jahren schließe ich Dich in meine Gebete; meine Opfer und Werke sind den Altären in Deinem Namen, für Deine Seele und Wohlfahrt dargebracht. Der Kirchenfluch, der über Deinem Haupte, wie eine schwarze Wolke hängt, beschattet das Leben Derjenigen am Meisten, die Dir vor Gott am Nächsten steht — Deine rechtmäßige Gattin, die Mutter Deines Sohnes, die unglückliche Margarethe, die das herbe Schicksal hat, nur Deiner Hand, nicht Deinen Herzen vermählt zu sein

und deren Sinn um so mehr zum Himmel gekehrt wurde, je weniger die Erde ihr Glück und Frieden gewährte. Du hast mein Herz nie verstanden, Du hast nicht die Sitte des Weibes achten gelernt, darum verzeihe ich Dir, daß Du mich verstießest; aber wenn Dich nichts von der Tugend und unverwüstlichen Opferfreudigkeit eines pflichterfüllten Weiberherzens überzeugen kann, so muß es meine Ausdauer vermögen, womit ich mein Schicksal ertrage, für Deine Seele mit Sorge erfüllt bin, womit ich es als die heiligste Pflicht betrachte, mein Dasein, Dir einmal gewidmet durch das Sacrament, als Bußopfer für Dich hinzugeben und, da ich nicht durch Liebe und Vertrauen auf Deinen Willen und Deine Wege wirken kann, für alle Deine ungerechten Handlungen die sühnende Büßerin zu sein. Was ich Dir nicht mit dem Herzen sein darf, übe ich an Deinem Sohne, an unserem Sohne; — ich nähre ihn aus meiner Brust mit Liebe zum Vater und berge ihm den Schmerz, der sich mit dieser Liebe mischt; ich danke Dir, daß Du mir mitleidig den Sohn gelassen hast. O! glaube mir, sein Anblick, seine Gegenwart, sein liebreiches Wort sind die Verknüpfungen zwischen Dir und mir, sind die Quellen meiner Opferfreudigkeit für Dich, meines Ausharrens in der einsamen Trauer um den verlorenen Gemahl. — Ohne, daß Du es weißt, ohne, daß Du mich aufforderteſt, habe ich Gott, die Heiligen und die Stellvertreter des Heilands auf Erden angefleht, den furchtbaren Bannfluch, der mich mehr drückt, als Alles, was Du mir jemals gethan hast, von Dir abzuwälzen; ich habe Klöster und Altäre mit reichen Stiftungen bedacht, die Kirche bei Hardegsen wieder aufbauen lassen,

habe Messe lesen lassen, gefastet, gebetet, gerungen, habe an Bischöfe und Erzbischöfe geschrieben, den Papst angefleht, aber nichts kann die Kirche versöhnen, was nicht von Dir selbst ausgeht, nicht aus Deinem eigenen, reuigen Willen kommt. Ich flehe Dich an, Otto, kehre Dein Gemüth zu Gott, sühne geschehenes Unrecht, thue gute Werke aus reinem Herzen — laß Dich durch das furchtbare Strafgericht, welches Gott an Deinen besten Freunden, den Weferlingen, geübt hat, auf Deiner eigenen Bahn erschrecken — reinige Dein Leben durch Buße und gute That, versöhne die Kirche und kehre gerechtfertigt zu mir zurück. — O, wie glücklich wurde ich erregt und zum Danke gegen Gott begeistert, als ich Deinen Brief empfing und daraus abnahm, daß Du an den Bann dächtest, daß Dich sein Gewicht drücke, daß Du von Buße sprachest! Ich würde sie gern allein für Dich tragen, aber die Kirche fordert sie von Dir. Gleich nach Empfang Deines Briefes, der mir mit harten Worten die Pflicht vorhielt, meine guten Werke, meine Gebete und Tugenden vor Gott in die Wagschaale auf Deine Rechnung zu werfen, wendete ich mich an den Erzbischof Konrad von Mainz und flehete ihn an, meines Friedens, meiner eigenen Ruhe wegen, den Fluch der Kirche von Dir zu nehmen und meine Buße vor Gott gelten zu lassen. Erst jetzt erhielt ich die Nachricht durch den Dechanten des Alexanderstifts zu Einbeck, der in des Erzbischofs Auftrage zu mir kam und mir den Bescheid brachte, daß keine fremde Sühne Dein Vergehen austilgen könne, daß Du selber die Beweise wahrhaftiger Reue vor die Augen der Kirche bringen müßtest und wenn Du gute Werke im Namen Gottes gethan, Dich der Gnade

der Kirche unterstellt hättest, dann wolle der Erzbischof die That von Hardegsen noch einmal vom Einbecker Dechanten untersuchen lassen und wenn Du dann weniger schuldig befunden werdest, Dich in die kirchliche Gemeinschaft wieder aufnehmen."

Weiter hatte Otto diesen Brief nicht gelesen, als er ihn in wilder Aufregung auf den Tisch warf; die Schlußworte Margarethens, worin sie ihn beschwor, dem Willen der Kirche zu genügen, kannte er nicht. Gerade das Gegentheil, was die Schreiberin bezweckt hatte, wirkte der Brief auf den Herzog.

Mit großen Schritten stürmte er durch das Gemach.

„Diese Erzpfaffen!" tobte er, „da möchten sie sich zu Herren über die Fürsten machen und mit himmlischen Mächten weltliche Regierung üben. Der Teufel hat diesen Pfaffen mit dem Krummstock ein weltliches Regiment gegeben und Land und Leute dazu. Wie ein Bube soll ich dem Mainzer kommen und um Verzeihung bitten, wie mit einem Buben will er Gericht über mich halten — ha! ha! diesen Einbecker Dechanten würde ich niedertreten, wollte er den Otto an der Leine zur Untersuchung ziehen. Lieber im Bann, als eines Pfaffen demüthiger Knecht!"

Diese wilde, pfaffenfeindliche Stimmnng währte bei dem Herzoge mehrere Tage an; allmählig trat die dumpfe, grollende Unzufriedenheit in sein Gemüth zurück. — Das mächtige Auftreten der Stadt Braunschweig ärgerte ihn obenein, die Ritter wagten ihre Burgen nicht zu verlassen, ein Schicksal befürchtend, wie es dem Weferlingen geworden war; die abschlägigen Antworten anderer Fürsten zur Hülfe gegen eine übermüthige Hansastadt kränkten dauernd

seinen Stolz; sein Eigenwille und die gewohnte Durchführung aller auflodernden Verlangen seiner streitlustigen Natur ertrugen es nicht, an seinen Feinden keine Rache nehmen zu können. — Er sann auf irgend eine List und Gelegenheit, sich dem Erzbischofe von Mainz gefällig und befreundet zu machen, ohne seinem Stolze und seiner Natur eine neue Demüthigung aufzuerlegen.

Eine solche Gelegenheit kam eben so schnell als unerwartet. Es traf der Ritter Schwiecheldt von der Harzburg in Wolfenbüttel ein und eilte dem Herzoge vergnügt entgegen. — „Auf, Herzog!" rief er, „laßt die mürrische Laune fahren, säet jetzt den Weizen auf das rechte Feld, dann sattelt die Pferde, um zu erndten! Der alte Bund der Sterner lebt noch einmal mit Euch auf — es gilt vielleicht Fehde!"

„Gegen die Stadt Braunschweig?" fragte Otto, aufhorchend, daß Schwiecheldt ein Ja antworten sollte.

„Nein," versetzte dieser.

„So hole der Teufel Deine Fehde!" fiel Otto ein, ohne den Schwiecheldt aussprechen zu lassen.

„Oho!" fuhr dieser fort, „ich weiß im Voraus, daß Ihr mitzieht; — es handelt sich um den Teufel, damit Ihr ihn loswerdet, denn so gefallt Ihr mir nicht. Der Erzbischof von Mainz ist gestorben!"

Otto sprang auf, that einige hastige Schritte durch das Gemach, warf einen siegreichen Blick durch das Fenster, als fühle er die Leichtigkeit zum Fluge, und blieb dann vor dem Ritter stehen, um ihn mit flammenden Augen zur Weiterrede herauszufordern.

„Die hessischen Freunde werden auf Euch blicken," fuhr

dieser fort, „es wird sich ein Streit um den Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle entspinnen — macht Euch den neuen geistlichen Herrn zum Freunde und Ihr seid des Kirchenbannes ledig.“

Diese Aussicht schlug in den Herzog mächtig ein, seine Miene war wieder hochmüthig geworden, seine Unterlippe drängte hervor, ein Zeichen schlimmer Leidenschaft, seine Augen blitzten; er hörte Schwiedheldts Mittheilungen mit Unruhe an, als dieser fortfuhr:

„Gleich nach dem raschen Tode des Erzbischofs hat das Domkapitel zu Mainz einstimmig den Grafen Adolph von Nassau gewählt; die Ritterschaft des Eichsfeldes, die Bürger der Stadt Erfurt, Duderstadt und Heiligenstadt, Graf von Waldeck und auch Euer Schwager, Graf Gottfried von Ziegenhain, der mit Adolph von Nassau befreundet ist, wollen diese Wahl unterstützen; ist der Adolph erst als Erzbischof eingeführt, so kostet es dem Ziegenhain ein Wort, um den Bann von Euch zu nehmen.“

„Und darum eine Fehde?“ fragte Otto. „Woher hast Du die Kunde früher, als ich, da es doch mein Fürstenthum Oberwald mit betrifft?“

„Ich will Euch nur gestehen, Herzog, der Graf Ziegenhain sandte den Ritter Bickenbach an mich, um nach Eurer Gesinnung zu fragen; die Spannnng zwischen Euch und dem Gottfried gereicht Eurer Schwester Agnes zur Trauer und der Kirchenfluch macht ihr böse Tage; sie hat ihren Gemahl, den Grafen, überredet, die alte Freundschaft mit Euch zu erneuen und Euch aufzufordern, den Grafen Adolph von Nassau schnell anzuerkennen, damit er als Erzbischof Euch verbindlich sei. Nun aber verlautet im

Rheingau, daß der Kaiser einem Anderen, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, früher einmal den Mainzer Erzbischofstuhl zugesagt habe, falls er zu seinen Lebzeiten ledig würde. — Die weltliche Macht ist für den Nassauer, darum säet den Weizen; eilet nach Göttingen, erklärt Euch für Adolph, ladet den Grafen Ziegenhain zu Euch ein und sammelt die hessischen Sterner, auch den alten Hansteiner wieder um Euch."

„Und das Schloß Wolfenbüttel soll ich wohl dem Friedrich übergeben, daß er es mir gegen die Braunschweiger bewahre?"

„Ihr habt den Christoph von Habenichts hier; — der hat bei Hardegsen bewiesen, daß er eine Burg zu vertheidigen versteht. Aber Ihr habt nichts zu fürchten, die Rache der Braunschweiger ist einstweilen an Wansleben gekühlt; greift Ihr sie nicht an, so verhalten sie sich ruhig, denn ihr Haupttrachten ist, sich durch Handel und Gewerk zu bereichern. Habt Ihr den Bann abgeschüttelt, seid Ihr mit Ziegenhain und den hessischen Sternern in gutem Einvernehmen, dann habt Ihr auch Hülfe gegen jegliches Vergehen der Stadt."

„Ich traue seit einiger Zeit der Braunschweigischen Ritterschaft nicht," sprach Otto; „sie hält sich auf ihren Burgen, ihre Furcht vor der Stadt ist größer, als ihre Treue zu mir. Sie halten es mit Dem, der ihnen am Mächtigsten erscheint."

„Was können sie gegen Euch haben? Um so wichtiger ist Euch die alte Freundschaft der Sterner, zumal wenn sie durch den neuen Erzbischof einen Hinterhalt bekommt. In Jahresfrist ist die Zeit um, wo Friedrich volljährig

wird, und man Euch im längeren Besitze des Erbes beunruhigen könnte; ich traue dem Lüneburger nicht — der Wenceslaus hat bei dem Erbvergleiche nach des Magnus Tode den Friedrich und Bernhard zu seinen Eidams bestimmt; — wenn die Zeit kommt, müßt Ihr schlagfertig sein; der Bann darf Euch nicht mehr beschränken und es werden alsdann die Braunschweigischen Ritter sich gern gegen die Stadt mit Euch verbinden."

„Ich kann Wolfenbüttel nicht dem Christoph allein überlassen; willst Du so lange mein Schloßhauptmann sein?"

„Ja, ich will's — Harzburg ist von Natur gerüstet — ich will das Regiment hier so lange führen."

Dieses Gespräch hatte den Herzog wieder in eine muthige Bewegung versetzt. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, Christoph auf Bewachung der Burg und Friedrichs, so wie auf willige Dienste des zeitweiligen Schloßhauptmanns verpflichtet und die Zahl der Reisigen vermehrt war, brach der Herzog nach seinem Göttinger Lande auf und nahm seinen Weg nach dem Schlosse Münden an der hessischen Grenze, wo bis vor wenig Jahren seine Mutter Jutta ihren stillen Wittwensitz gehabt und nach des Vaters, des Landgrafen Heinrichs Tode auf der Wartburg, dem Sohne entfremdet, ihr Lebensende gefunden hatte.

Hier auf Münden lud er den Grafen Ziegenhain zu sich ein, der mit seiner Gemahlin Agnes und in Begleitung des Grafen von Waldeck auch eintraf, die alte Freundschaft erneuerte und die Nachrichten vervollständigte,

welche Schwiecheldt durch des Ritters Bickenbach Mund erfahren hatte.

Die Angelegenheit des erzbischöflichen Stuhles in Mainz hatte unterdessen eine schnelle und von den Hessischen und Eichsfelder Rittern vorausgesehene Wendung genommen. — Papst Gregor sowohl wie Kaiser Karl IV. erkannten die vom Mainzer Domkapitel geschehene Wahl des Grafen Adolph von Nassau zum Erzbischofe nicht an, sondern bestimmten den Landgrafen Ludwig von Thüringen zu dieser hohen geistlichen Würde.

Dieses lag nicht in den Plänen der Ritterschaften, welche mit dem Nassauer hielten, am wenigsten stimmte es zu Herzog Otto's persönlichen Hoffnungen und Absichten, vom Nassauer die Erlösung vom Kirchenbann zu erhalten, die ihm Graf Ziegenhain schon mit Gewißheit verheißen hatte. Ein Kampf war unausbleiblich, da sich der Graf von Nassau Willens zeigte, sein gutes Recht, auf eine legitime Wahl begründet, mit dem Schwerte zu vertheidigen. Keiu Anderer außer ihm selbst hatte wohl ein größeres Interesse an seiner Stuhlbesteigung, als Herzog Otto, der nur durch jenen zum Ziele gelangen konnte, da er wußte, daß der Thüringische Landgraf Ludwig sein Gegner war. Als er deshalb vom Grafen Adolph von Nassau aufgefordert wurde, demselben sein Recht vertheidigen zu helfen, war Otto einer der Ersten, welche rüsteten, im ganzen Lande Oberwald Reisige anwarb und selbst die Stadt Göttingen zwingen wollte, mit ihm in den Krieg nach Thüringen zu ziehen; die Bürger aber weigerten sich und Otto hatte nur den verhöhnten Groll, aber keine andere Gewalt gegen sie in diesem Augenblicke.

Der Landgraf von Thüringen rüstete nicht weniger; Otto führte seine Schaaren dem Nassauer Grafen zu, wo auch die Ziegenhain'schen, Waldeck'schen und anderer Sternritter Mannen eintrafen und die streitbaren Bürger von Erfurt, Duderstadt und Heiligenstadt das Kriegsheer verstärkten, welches, eines unzweifelhaften Sieges gewiß, in das Thüringische einbrach.

An der Unstrut stießen sie auf die Streitmacht des Landgrafen Ludwig; ihre Siegesgewißheit wurde durch den Anblick des feindlichen Heeres etwas unsicher, welches bedeutend stärker war; aber der Graf von Nassau blieb dennoch so sehr mit Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seines Rechtes erfüllt, daß er den Titel Erzbischof annahm, den Krummstock führte und geistliche Handlungen übte.

Als der Nassauer die Uebermacht am jenseitigen Ufer der Unstrut aufrücken sah, wollte er gar nicht so lange warten, bis die Gegner den Fluß überschritten haben würden, sondern hielt mit seinen Freunden einen Kriegsrath, um der unvermutheten Uebermacht des Thüringers durch irgend eine List Widerstand zu leisten. In später Abendzeit saßen die Heerführer beisammen. Otto's Rath fand Billigung und noch vor Tagesanbruch die Verwirklichung. In aller Stille, ehe die Frühdämmerung eintrat, brachen sie mit ihren Schaaren vom Ufer der Unstrut auf, und nahmen den Weg gegen das feste Erfurt, um von hier aus, und von den Mauern der befreundeten Stadt unterstützt, den Feind zu erwarten und der Uebermacht zu trotzen.

Im ersten Tagesgrauen bemerkten die Thüringer das Verschwinden und den heimlichen Rückzug der Feinde; der

Landgraf erkannte darin nur einen Beweis von List aus Schwäche und setzte sich mit um so größerem Vertrauen auf seine Kräfte schnell zur Verfolgung des Herzogs Otto, des Nassauers und der ihm verbündeten Sternritter in Bewegung. Er erreichte sie bald wieder, fiel über sie her und, nach dem ersten Widerstande, der dem Herandrängen des überzähligen Feindes nicht lange Stich halten konnte, gerieth das Heer des Nassauers in die Flucht; Alles was erreicht wurde, fand seinen Tod, Ziegenhain, Waldeck, der vermeintliche Erzbischof, wurden versprengt, Erfurt konnte sich selber nicht schützen, und fluchend, in wilder Wuth über die Vereitelung seiner lebhaftesten Wünsche, entwich Otto nach Mühlhausen, sammelte hier die flüchtigen Reste seiner Leute und zog mit ihnen still und beschämt nach dem Göttingen'schen zurück, wo er in der Nacht auf Hardegsen anlangte, hier, ohne daß es sogleich bekannt wurde, seinen Aufenthalt nahm, sich nicht sehen ließ und mit sich und der Welt grollte. Er warf den Verbündeten vor, ihn in der Macht, die sie für den Erzbischof Adolph zusammenbringen konnten, bitter getäuscht und ihn verleitet zu haben, es mit dem neuen Erzbischofe Ludwig für alle Zeiten zu verderben und niemals von ihm die Absolution vom Kirchenbann erwarten zu dürfen. Zugleich hatte er die zur Machtlosigkeit herabgesunkene Sternergesellschaft in ihrer, für seine Zwecke hülflosen Bedeutung erkannt; sie war durch verschiedene Interessen zersplittert und er sagte sich, ärgerlich an die Fehde mit dem Großvater denkend, daß er mit den Sternern noch nie etwas Großes gewonnen, nie Glück mit dem Sternzeichen erfochten

und der Bund ihm nur bei Gelagen und kleinen Raubzügen den wahren Beistand geleistet hätte. —

War die Stimmung Otto's vor seinem Zuge schon auf Wolfenbüttel eine sehr üble gewesen, so war dieselbe jetzt, wo er sich auf Hardegsen verbarg, zum Zorne gegen sich selbst gesteigert, da er nur die Schmach der schnellen Niederlage, die Schaam über den Spott hatte, den man im Lande Thüringen und in Mainz bei Päpstlichen und Kaiserlichen über ihn ausgoß, daß er sich selber einen Erzbischof habe schaffen wollen, der ihn hätte für gute Dienste des Eigennutzes absolviren sollen. —

Der neue Erzbischof Ludwig verfehlte denn auch nicht, den Bannstrahl auf den Herzog an der Leine öffentlich in Erinnerung zu bringen und einzuschärfen. —

Welche Qualen Margarethe bei diesen Ereignissen des Frühlings und Sommers 1381 im einsamen Harste empfand, welche Sehnsucht sie hatte, dem Gatten, der so nahe bei ihr auf Hardegsen wohnte, aber kein Verlangen nach ihr zeigte, als tröstender Engel zu erscheinen, wie sie sich anstrengte, dem neuen Erzbischofe Mitleid mit ihrem Herzen und Verzeihung des Gemahls abzugewinnen, wie sie Boten an Otto schickte, sich und den Sohn anmeldete, und nach barscher Abweisung, in Thränen und Gebet die eigene Brust von erdrückender, qualvoller Bedrängniß zu erleichtern suchte, das wird aus vergangenen und künftigen Ereignissen einleuchten. —

Drittes Kapitel.

Herzog Friedrich sah in den ersten Tagen des Juni mit heimlichem Frohlocken den Göttinger Vetter und Vormund aus dem Schlosse Wolfenbüttel abreiten; die geringe Zahl Bewaffneter, welche er mit sich nahm, ließ nicht schließen, daß derselbe in einen Kampf ziehen wolle; Friedrich kannte aber durch Rupert, der überall horchte und ihm berichtete, nicht nur die Gemüthsstimmung des Vetters, sondern auch dessen Absicht, sich einen Freund auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz zu setzen, der ihn aus Dankbarkeit wieder in den seligmachenden Schooß der Kirche aufnehmen werde. — So angenehm dem jungen Herzoge die Entfernung des Vetters für die eigenen Zwecke war, so ungelegen erschien ihm die Gegenwart des Hans von Schwiecheldt, der den Schloßhauptmann spielte, und die Annäherung des Christoph, welcher sehr bald verrieth, daß er den Aufpasser machte. Rupert rieth unter diesen Umständen zu größerer Vorsicht, da zu vermuthen war, daß der Herzog Otto irgendwo einen Verdacht geschöpft haben könne und vielleicht die Zusammenkünfte, welche Friedrich im Lechelnholze und in der Mühle zu Eisenbüttel mit Vechelde und Kalm gehabt hatte, nicht ohne ein feindlich spähendes, argwöhnisches Auge geblieben seien.

Friedrich selbst, der seit dem Tage, wo er von Schwiecheldt in Gegenwart Otto's, Olga's, Steinberg's und Breido's thätlich mißhandelt worden war, und bei seiner

Rückkehr in sein Gemach mit der Entrüstung des höchsten Schmerzes ausgerufen hatte: „ich fühle, daß ich ein Mann geworden bin!“ war in der That entschiedener in seinen Plänen und ausdauernder in seiner Selbstbeherrschung geworden; mit wahrhafter Lust an der Täuschung, womit er den Dolch der Rache zu einer hölzernen Kinderwaffe machte, spielte er die Rolle des Geistes- und Körperschwachen fort und man kümmerte sich fast gar nicht um ihn im Schlosse Wolfenbüttel; Christoph fand das Amt eines Aufpassers für überflüssig, ließ ihn mit seinen drei, von Otto geschenkten Pferden Knabenspiele treiben und überhaupt schien man ihn ganz vergessen zu haben, seit Breido von Ranzau vor Hardegsen gefallen und die Familie von Weferlingen von der Erde vertilgt war.

Die anfänglich nach Otto's Abzuge eingetretene, heuchlerisch freundliche Aufpasserei des Christoph, so wie das zeitweise Regiment des Schwiecheldt machten eine vermehrte Vorsicht nöthig und um den beobachtenden Augen zu entgehen, spielte Friedrich die Rolle eines Schläfers, der selbst während des Sprechens oder in freier Luft träumte und einschlummerte. Christoph erfand für ihn den Namen „Dachs“ und da ersterer ein viel zu lebhaftes und auf muthwillige Streiche gerichtetes Temperament hatte, so war er schon nach einer Woche des Umgangs mit dem jungen, langweiligen Herzoge überdrüssig, ließ ihn unbeachtet und gesellte sich zu Schwiecheldt, der die Weinkeller des Schlosses tüchtig in Anspruch nahm und zwischen Harzburg, Liebenburg und Wolfenbüttel fleißig unterwegs lag.

Die Stadt Braunschweig verhielt sich völlig ruhig; es

schien, als ob ihre Kraft in der Rache an Wansleben erschöpft sei; Schwiecheldt störte sie nicht in dieser Sommerruhe, wurde immer sorgloser und wiegte sich in der Hoffnung, wenn der Herzog, vom Banne befreiet, zurückkehren werde, alsdann einen Hauptstreich gegen die Vertilger der Weferlingen'schen Familie zu führen. Keiner hatte eine Ahnung davon, daß diese Ruhe der Stadt ein Werk des vermeintlichen Dachses, des kindischen Friedrich, sei, der zur Zeit, wenn Niemand auf ihn achtete, in das Feld ritt, sich im Lechelnholze verspätete, mit seinen Freunden aus der Stadt zusammentraf und am anderen Morgen frei und arglos sein Pferd vor dem Schlosse tummelte, als sei er früh ausgeritten. Die Fragen nach ihm, wenn er heimlich abwesend war, beantwortete Rupert mit gleichgültiger Miene durch die kurzen Worte: „Er schläft schon wieder, wie gewöhnlich."

Ein Zwischenfall trat indessen ein, der Friedrichs schwierige und listige Rolle auf eine harte Probe stellte. — Der Thürmer stieß an einem Spätnachmittage des Juli in's Horn, denn eine Truppe Reiter erschien Angesichts der Burg und nahm ihre Richtung darauf zu. Schwiecheldt und Christoph saßen eben beim Würfelspiel, Friedrich befand sich bei ihnen und träumte mit halbgeschlossenen Augen. Christoph sprang an das Fenster und sah gerüstete, ritterliche Männer, von Reisigen begleitet, vor der Zugbrücke halten. „Sie tragen Lüneburgische Feldzeichen und Farben auf Helm und Binden," sagte er; — „es müssen Freunde sein, die Brücke rollt vor ihnen nieder."

Schwiecheldt trat jetzt ebenfalls an das Fenster, aber

die Reiter ritten eben in das Thor ein. Friedrich hatte die Augen vollends geöffnet und blieb sitzen.

Ein Vogt trat nach einiger Zeit ein und sprach: „Herr Ritter, eben sind die Herzöge Bernhard und Heinrich, des Friedrichs Brüder, aus Lüneburg mit ihrer Begleitung eingeritten; sie warten auf Euch im Rittersaale."

Schwiecheldt warf einen raschen, prüfenden Blick auf Friedrich, der zwar den Vogt verwundert anstarrte, aber durchaus kein Zeichen der Freude, Ueberraschung oder Aufregung kund gab; der Ritter hieß Christoph durch einen Augenwink bei dem Jünglinge bleiben und schritt hinaus nach dem entlegenen Saale.

Hier standen zwei junge Männer mit aufgeschlagenem Visir, umgeben von zwei älteren Rittern, die Schwiecheldt sofort als Lüneburgische Edelleute erkannte, die am Hoflager des Herzogs Albrecht lebten; obgleich er die Söhne des Herzogs Magnus nur als junge Knäbchen früher gekannt hatte und dieselben nun Jünglinge von neunzehn und siebenzehn Jahren waren, so war ihm doch die Gesichtsbildung sofort erinnerlich und er redete sie als die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg bewillkommnend an.

„Wir hören," nahm der lebhafte, jüngere Heinrich das Wort, „daß der Vetter nicht auf Wolfenbüttel residirt."

„Er ist auf einem Kriegszuge im Thüringischen," versetzte Schwiecheldt, „aber beliebt es Euch, bei mir, dem zeitweiligen Schloßhauptmann des Herzogs, auszuruhen?"

„Wo ist mein Bruder, Herzog Friedrich?" fiel Bernhard, ein kräftiger, muthiger und ungeduldiger Jüngling, ein. „Ich will ihn sehen und sprechen — ihm gebührt der Empfang seiner Gäste."

Es lag so viel Trotz und fürstliches Selbstgefühl in dieser Sprache und Haltung des jungen Herzogs, daß Schwiecheldt an den Herzog Magnus erinnert wurde, und dem Jünglinge mit flüchtigem Spottlächeln antwortete: „Es wäre besser, Ihr sähet ihn nicht, es ist sein Anblick nicht für ein Auge, aus dem des Magnus stolzer Sinn leuchtet."

Der lebhafte Heinrich schritt gegen die Thür und rief: „Ich will ihn holen!" Schwiecheldt vertrat ihm den Weg und sprach: „Ueberlaßt mir das — er bedarf der Vorbereitung — es ist Euch wohl unbekannt, daß er im Geiste schwach ist?"

Die beiden älteren Ritter sahen sich bedeutsam an; — Bernhard trat erregt einen Schritt vor, hob die Hand zum aufgeschlagenen Visir empor und rief: „Ha! ein Sohn des Magnus schwach an Geist? So wäre die Mähr wahr, die meiner Mutter Thränen gekostet und die man uns verborgen hat? Ich kann es nicht glauben und will meiner Mutter den Trost bringen, daß der Friedrich ein Mann geworden ist."

Heinrich, der seine lebhaften Gedanken nicht zurückhalten konnte, rief aus: „Dann hat der Göttinger Vetter ihn toll gemacht; — nimm ihn mit nach Lüneburg, Bernhard, denn wenn er nicht weiß, wer er ist, so gehört mir das Land Braunschweig!"

Schwiecheldt stutzte. —

Der ältere Ritter nahm das Wort: „Wir kommen nicht, Hans von Schwiecheldt, um Unfrieden zu bringen; dieser junge Herr Heinrich tritt eine große Reise an das Kaiserliche Lager, alsdann nach Welschland und dem Orient an,

um seinem lebhaften Verlangen nach der Fremde zu genügen; wir sind von Celle gekommen und Herzog Bernhard hat uns bis Wolfenbüttel begleitet, um den Bruder zu sehen, von dem in Lüneburg manche seltsame Rede umgeht. Ihr wißt, daß vor Jahren bei der Erbregelung der Herzog Friedrich bestimmt ist, nach seiner Volljährigkeit, die im nächsten Jahre eintritt, mit der Tochter des sächsischen Herzogs Wenceslaus Anna verlobt zu werden; um sich von den Gerüchten zu überzeugen, welche über Herzog Friedrichs Zustand umlaufen, hat Herr Wenceslaus uns den Weg über Wolfenbüttel vorgeschrieben, denn Ihr könnt leicht denken, daß ein Irrer nicht des Herzogs von Sachsen Eidam werden kann." —

Schwiecheldt antwortete mit schlauer, aushorchender Ruhe: „Ganz recht, lieber Ritter von Hoya — da wird die Erbfolge wol den Sinn des Herzogs beschäftigen; für den Fall wäre wol das Braunschweigische Land dem jungen Herrn hier bestimmt?" Er zeigte auf Heinrich, der ungeduldig hin und her schritt.

„Oho, was denkt Ihr?" rief dieser, „es wäre uns lieber, der Friedrich wäre gesund und das wollen wir prüfen."

Herzog Bernhard hatte mit stolzer Haltung zugehört und dann einige Worte mit dem nebenstehenden Ritter Otto von Hallermund geredet. Jetzt trat er hervor und sprach zu Schwiecheldt: „Erbangelegenheiten verhandelt nicht mit uns, die wir noch nicht eigene Herren sind; darüber wird der Herzog Albrecht, mein Stiefvater, mit dem Herzoge von Göttingen zu reden haben; aber ich denke, wir sind hier auf einem Schlosse unserer Verwandt-

schaft und darum wollen wir einen Imbiß nehmen und morgen früh weiter ziehen."

„Ich werde Knappen rufen, Euch von der Last der Rüstung zu befreien," antwortete Schwiecheldt schnell, „dann ruhet im Trinkgemach, bis die Speisen bereitet sind."

„Mich verlangt zuerst, meinen Bruder zu sehen," sprach Bernhard, die Hand des Ritters zurückweisend, der ihm den Helm abnehmen wollte.

Schwiecheldt ging; als er den Corridor hinab in den Schloßflügel schritt, wo er Friedrich mit Christoph verlassen hatte, murmelte er verdrießlich: „Ein trotziger Bursch, dieser Bernhard; dem möchte ich's einmal zeigen, daß man in der Gefangenschaft zahm gemacht werden kann!"

Er erreichte das Gemach nnd fand Friedrich mit Christoph würfeln; „seht," rief dieser spöttisch, „der Herzog mit drei Pferden würfelt um Nüsse."

Schwiecheldt antwortete nicht, sondern zog Friedrich am Arme gegen das Licht, sah ihn forschend an und sprach: „Eure Brüder sind da — habt Ihr kein Verlangen, sie zu sehen?"

„Ei, warum nicht, aber ich werde sie wol nicht kennen."

„Sie wollen den Herzog in Euch begrüßen."

„Ha, sie wollen meine drei Pferde sehen — das wird sie freuen!"

Schwiecheldt dachte, als er den Jüngling befriedigt anblickte: „Ein gutmüthiger Toller!" und sagte dann laut: „so folgt mir, ich will Euch zu den Brüdern führen."

Friedrich folgte; auf dem Corridor stand der alte Rupert, welcher mit ängstlicher, besorgter Miene auflauerte, um dem Herzoge einen mahnenden, behütenden Blick zuzuwerfen. Friedrich verstand ihn, richtete sein aufloderndes Auge flüchtig und heimlich auf den alten Freund, und schritt an der Hand Schwiedheldts schnell vorüber.

Dieser trat in den Rittersaal und sprach: Hier ist der Herzog!"

Heinrich wollte auf diesen Ruf dem Bruder entgegen eilen, Bernhard trat schnell vor, aber Beide unterbrachen ihre Bewegung und stierten die hochschultrige, schwächliche, mitleidswürdige Erscheinung an, die auf der Schwelle stand, die fremden, glänzenden Gestalten anblinzelte und fragte: „wo sind meine Brüder?"

„Du bist Friedrich, des Magnus Sohn?" rief Bernhard mit unsicherer, zweifelhafter Stimme.

„Ja, er hat mit uns die Aehnlichkeit im Gesicht," fiel Heinrich ein; „sieh, Bruder Friedrich, das ist Bernhard, ich bin Heinrich; — so erkenne uns doch!"

„Ja, ja," sprach Friedrich wie ein Träumender, „woher kommt Ihr?"

„O, welch' ein Anblick!" seufzte Bernhard; indem er sich gegen den Ritter von Hoya kehrte und leiser zu ihm fortfuhr: „das ist des Magnus Sohn? Diesen Anblick würde meine Mutter nicht ertragen!"

Heinrich hatte unterdessen Friedrich bei der Hand gefaßt und tiefer in den Saal geführt; hier sah er ihn zutraulicher, aufmunternder an und sagte: „man hat uns erzählt, daß Du früher, zu den Lebzeiten des Vaters, ein muthiger, wilder Bube gewesen seiest; — so zeige mir

doch, daß Du von unserem ungeduldigen Welfenblute bist; freue Dich doch unseres Wiedersehens; man hat uns getrennt, ehe wir uns lieben lernen konnten; — so zeige doch, daß Du der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel bist!"

Schwiecheldt lächelte so boshaft, als ihn der Blick Bernhards belauschte, daß letzterer rasch und mit der Heftigkeit des Unwillens auf den Bruder zutrat, ihn am Arme faßte und rief: „Unglücklicher! Gieb mir Rede, wie es sich unter des Magnus Söhnen ziemt; was ist aus Dir geworden? Weißt Du, daß Du eine Mutter hast, die Dich liebt, daß Du künftige Ostern ein Land regieren und des Vaters Schwert tragen sollst?"

Ohne auf die beiden letzten Andeutungen zu achten, rief Friedrich mit plötzlichem, glücklichen Erwachen: „O! meine Mutter! Sie liebt mich, sagst Du? Habe ich noch eine Mutter? Warum mag sie mich nicht sehen? Nein, Du willst mich täuschen, ich habe keine Mutter mehr!"

„Barmherziger Gott! Friedrich!" fiel Heinrich erschrocken ein, „das, was Du jetzt bist, wärest Du unter der Mutter Schutze nicht geworden!"

Bernhard verließ den mitleidig betrachteten Bruder, wendete sich gegen seine Ritter, welche stumm, und gewiß nicht ohne besondere Gedanken, dastanden und seufzte: „Ach! es ist kein Gerücht mehr — es ist schreckliche Wahrheit — das wird meiner Mutter Thränen kosten!"

„Beliebt es Euch, die Rüstungen abzulegen und mit dem Bruder ferner im Trinkgemach zu verkehren?" begann Schwiecheldt, um der Scene ein Ende zu machen und in der Hoffnung, später die Brüder, mit dem

Zustande Friedrichs bereits vertrauter, im Trinksaale wieder zu treffen.

„Ihr werdet uns Herberge geben bis morgen," versetzte der ältere der Ritter, von Hoya; „morgen werden wir zum Frühesten auf verschiedenen Wegen ausziehen, Herzog Heinrich mit dem Ritter Hallermund gegen Böhmen weiter reisen, Herzog Bernhard mit mir nach Lüneburg zurück reiten."

Schwiecheldt befahl, daß die Diener den Herren in die gastlichen Gemächer folgen sollten und das Nachtmahl schnell hergestellt werde. Friedrich schien zutraulicher mit dem jüngeren Bruder Heinrich geworden zu sein; er erzählte ihm in Schwiecheldts Gegenwart von seinen drei Pferden, von seinem zahmen Raben, von dem alten Rupert, der ein finsteres Gesicht habe nnd streng gegen ihn sei; — Heinrich hörte es mit der wehmüthigen Aufmerksamkeit an, wie man dem Geschwätz eines Kindes, das man liebt und bemitleidet, Theilnahme schenkt, während Schwiecheldt wohlgefällig dazu lächelte.

Bernhard war ernst geworden; er schritt, vom Ritter von Hoya begleitet, schnell dem Diener nach, welcher ihm das Absteigequartier anweisen wollte. Als er hier die Rüstung abgelegt hatte, der Diener fortgeschickt war und Ritter von Hoya den sinnenden Herzog erwartungsvoll ansah, hub dieser an: „Mir gehen seltsame Gedanken durch den Kopf —; warum hielt der Göttinger Vetter jahrelang allen Verkehr von Friedrich ab, gab nur ungewisse kurze Antworten auf meiner Mutter Briefe und meines Stiefvaters Anfragen? Warum gestattete er nicht, daß Friedrich nach Lüneburg kam, daß Ritter unserer

Gegend ihn sprachen? Freilich schrieb er einmal, daß Friedrichs geistige Schwäche geheim bleiben müsse, bis sie sich in reiferen Jahren verliere, und die aufrührerischen Braunschweiger daraus keine Veranlassung nehmen möchten, sich von dem Herzoge los zu machen nnd reichsunmittelbar zu werden."

„Der Göttinger wäre wohl fähig," erwiderte Ritter von Hoya vorsichtig.

„Ja," fuhr Bernhard entschiedener fort, „Friedrich hat das Ansehen, als ob er durch einsame Haft und Entbehrung wahnsinnig gemacht sei — aber, bei meines Vaters Blute — der Vetter soll seine Beute nicht genießen — ich bin jetzt der Erstgeborene geworden, ich fordere Friedrichs Land!"

„Sprecht Eure Gedanken nicht zu laut aus, Herzog," antwortete der alte Ritter; „denkt daran, daß wir auf dem Schlosse Wolfenbüttel sind."

„Ja, auf meines Bruders väterlichem Schlosse, wo ich geboren bin, einst als Kind spielte; — seht, dort jene Fenster im gegenüberliegenden Flügel — es wohnte einst meine Mutter dort — unter jener Linde hier unten tummelte ich mich mit Friedrich; — die bläuliche Rüstung, die im Rittersaale neben dem Spiegelglase steht, hat mein Vater getragen. Ich bin kein Fremdling hier!"

„Seid vorsichtig, Herzog — der Schwiecheldt erschien mir ebenso listig wie verlegen — redet mit dem Stiefvater darüber; der Friedrich hat mich erschreckt; so schlimm habe ich mir seine Schwäche nicht gedacht. Aber folgt dem Rathe eines älteren Mannes, verrathet Eure Gedanken dem Schwiecheldt nicht."

„Dieser Mann hat einen abstoßenden Eindruck auf mich gemacht; ich bin sein Feind geworden, während ich sein Gastfreund bin. Der Friedrich soll mit mir nach Lüneburg, dort mag Herzog Albrecht über ihn urtheilen."

Diese Unterredung wurde durch des jüngeren und lebhafteren Heinrichs Eintreten unterbrochen.

„Ich habe noch den Friedrich in sein Gemach begleitet; ein gemeines Reiterstübchen, das er sich, wie der alte Rupert mir sagte, selbst gewählt hat;" sprach Heinrich; — „der Bruder ist kindisch geblieben; was soll daraus werden?"

„Wer ist der alte Rupert?" fragte Bernhard.

„Sein Diener, Hofmeister oder Aufpasser; — sein Gesicht ist mir erinnerlich, als hätte ich es als Kind hier gesehen; — er ist ein finsterer Alter, einsilbig und ernst; er scheint den Friedrich zu beherrschen und dieser folgt scheu seinen Blicken."

„Friedrich soll mit nach Lüneburg," sagte Bernhard entschieden, und Heinrich stimmte ihm bei.

Schwiecheldt hatte unterdessen den Ritter von Hallermund zurückgehalten und ihn auszuhorchen versucht, wie man am Hofe zu Lüneburg über die Vormundschaft denke und welcher geheime Zweck dem unangemeldeten Besuche zum Grunde liege; er erfuhr aber nur, daß es eine Neigung der Brüder sei, ihr väterliches Schloß zu sehen und den Friedrich zu begrüßen.

Als die beiden jungen Herzöge mit ihren Rittern und Hofmeistern in den Trinksaal traten, fanden sie hier bereits die Kerzen angezündet und Schwiecheldt mit Friedrich anwesend. Christoph war fortgeschickt, um das Schloß zu

bewachen, ob auch keine heimliche, feindliche Absicht hinter dem Besuche lauere, denn der Schloßhauptmann war mißtrauisch geworden.

Auch jetzt blieb Friedrich theilnahmlos bei den Gesprächen, die sich auf Lüneburg, seine Mutter, den todten Vater, Heinrichs weite Reise, die Vergnügungen am Hofe Albrechts, auf die Vormundschaft und die Fehde Otto's bezogen; nur wenn man von unbedeutenden, kindlichen Dingen redete, dann nahm Friedrich Antheil und erregte durch seine Freude und Wünsche Mitleid bei den Brüdern und Rittern, aber ein stilles Gefühl der Sicherheit bei Schwiecheldt. Bernhard beobachtete den älteren Bruder oft mit Selbstvergessenheit und schien seinen eigenen Gedanken Spielraum zu geben; als nächstfolgender Erbe Friedrichs hielt er sich für berufen, das Braunschweigische Land für sich anzusprechen und darum forderte er, daß Friedrich ihm morgen nach Lüneburg folgen solle, um den Stiefvater zugleich zu überzeugen, daß des Vetters Vormundschaft nicht für die Lebenszeit eines Geistesschwachen fortdauern dürfe, und Friedrich für regierungsunfähig erklärt werden müsse.

Als er aber sein Verlangen, den älteren Bruder mitzunehmen, laut werden ließ, hatte Schwiecheldt kaum nöthig zu erklären, daß er diese Erlaubniß ohne den abwesenden Vormund nicht ertheilen könne, denn Friedrich selbst weigerte sich und rief mit Heftigkeit: „Keine zehn Pferde ziehen mich von hier fort; ich bleibe hier und verlasse meinen Vetter Otto nicht!"

Schwiecheldt war über diesen Ausruf und die Entschiedenheit desselben so befriedigt, daß er dieselbe Wange,

welche er einst geschlagen hatte, streichelte, und nicht bemerkte, wie dieselbe unter seiner Hand heiß und roth vor innerster Aufregung wurde.

Bernhard, in welchem der Trotz des Vaters lebte, durchbrach in seinem Eifer die Schranken, welche die mahnenden Blicke des Ritters von Hoya um seine Aeußerungen ziehen wollten, und rief: „Ich fordere des Bruders Mitreise nach Lüneburg; der Vormund ist im Bann und kann nicht über ihn verfügen!“

Schwiecheldt kleidete seinen Zorn gegen Bernhard in ein gewaltsames Lachen und antwortete: „Oho, was sprecht Ihr vom Bann, junger Herr? Vielleicht in dieser Stunde, wo Ihr den Vetter schmähet, ist der Bann vom Erzbischofe Adolph von Nassau von ihm abgenommen und es soll ein Zeichen meiner Freundschaft gegen Euch sein, wenn ich Eure Rede dem Herzoge Otto nicht wiederhole.“

Die Ritter mischten sich in dieses hitzig gewordene Gespräch, um es zu beruhigen, Bernhard aber fuhr fort: „Ist dieses nicht meines Vaters Schloß? So werdet Ihr dem zweiten Sohne des Magnus nicht das Recht schmälern, hier dem älteren Bruder das Wort zu leihen.“

„Vergesset Euch nicht, Herr,“ fiel Ritter von Hoya ein, „es geziemt nur dem Herzoge Albrecht hier zu reden, denn Ihr seid nicht volljährig.“

Bernhard erröthete vor Schaam und Zorn.

„Ei, Ritter,“ erwiderte Schwiechelt, „kennt auch Ihr so wenig die Erbrechte, daß Ihr meint, es könne hier ein Anderer, als der Vormund bestimmen? Und gesetzt den Fall, der Friedrich zeigte sich zeitlebens nicht fähig, selbstständig das Land zu regieren, so würde die Vormund-

schaft bis an sein Ende dauern müssen. Und Ihr, junger Herzog, seid mit des Friedrichs Erbe sehr wenig vertrauet; Ihr redet von Eures Vaters Schlosse? Nein, meine Herren, Ihr seid Gäste auf des Herzogs Otto eigener Burg und auch der Friedrich hier hat kein Theil daran."

Diese kühne Behauptung erregte nicht allein Bernhards Widerspruch, sondern auch Gegenäußerungen der Ritter.

Schwiecheldt fuhr fort: „Ihr scheint nicht zu wissen, daß Herzog Magnus seinem kriegerischen Sinne fast alle Kämmereigüter und Lehen geopfert und an die Stadt Braunschweig verpfändet hat; dieses Schloß versetzte er pfandweise für 3800 Mark an die Stadt und ließ es bei seinem Tode ungelöst; da hat der Braunschweiger Rath in großer Zeit der Noth das Schloß Wolfenbüttel dem Herzoge Otto zum Geschenk gemacht, um den Landfrieden damit zu bezahlen. — So hat er durch Fehde und Opfer an Leuten und Geld ein Mehreres von den Pfändern wieder gewonnen und wenn er es einst dem Erbe des Friedrich zu Gute kommen läßt, so ist es eine Großmuth und Uneigennützigkeit, die Ihr nicht durch übles Ansinnen und feindliche Rede zum Gegentheile reizen solltet."

Auf solche Einwendungen war Bernhard so wenig, wie seine Begleitung gefaßt gewesen; Bernhard glühete still, die Ritter suchten ein angenehmeres Gespräch einzulenken.

Während der ganzen, sehr ernsthaften Unterredung, welche sich doch um die wichtigsten Interessen der Zukunft Friedrichs bewegte, war dieser gänzlich gleichgültig dafür geblieben, hatte an einem entfernten Fenster den jungen, siebenzehnjährigen Heinrich zu neckischem Spiele zu reizen gesucht, worauf dieser aus Mitleid eingegangen war, und

endlich dessen Geduld zu einem Würfelspiele herausgefordert. Dann kehrte er, als Heinrich den Worten des Schwiechelt horchte, in seinen träumerischen Zustand zurück und sah durch das Fenster in die Abenddämmerung.

Früher, als die Andern entfernte er sich, um zu schlafen. Die Brüder wünschten ihm mitleidig eine gute Nacht. Als Friedrich in sein stilles, entlegenes Gemach eingetreten war, wo Rupert bei dem Scheine einer Lampe mit sorgsamer Unruhe harrte, richtete sich seine Gestalt höher auf, die Augen funkelten, der Mund lächelte stolz und siegreich. Als Rupert ihm entgegen eilte und aus seiner Miene lesen wollte, was geschehen sei, sprach Friedrich: „Die härteste Probe habe ich überwunden, das ist eine gewonnene Schlacht werth. O! es war entsetzlich, sich den Brüdern überlegen zu fühlen und sich bemitleiden zu lassen — ein Mann zu sein gegen Knaben und von ihnen als Knabe angesehen zu werden. Aber ich dachte an meinen Plan, wie ein Habicht sein Ziel nicht aus den Augen verliert und dabei spielend kreiset. Der Bernhard ist mein aufrichtiger Bruder nicht, aber der Heinrich bemitleidete mich ohne Nebengedanken!"

So gab Friedrich zu erkennen, daß er genau gehört, beobachtet und scharfe Sinne hinter seinem Träumen und kindischen Spiele versteckt gehalten hatte. Rupert vernahm nun mit Befriedigurg die Mittheilungen über die Gespräche und Aeußerungen Schwiecheldts und sie blieben noch bis Mitternacht beisammen.

Als am andern Morgen die Brüder reisefertig waren, lag er noch, nicht ohne Absicht, im Bette; sie traten zu ihm, wie zu einem Kranken, und nahmen Abschied; Hein-

rich besonders küßte ihn mit Herzlichkeit und Friedrich behielt lange dessen Hand in der seinen und sah ihm freundlich in die wehmüthigen Augen.

Schwiecheldt, welcher die Reisenden bis an die Zugbrücke begleitet hatte und auch beim Abschiede von Friedrich zugegen gewesen war, kehrte nach einer Stunde zu ihm zurück, als derselbe angekleidet und im Begriff war, auszureiten. Des Ritters Miene war umdüstert, sein Blick zerstreuet, sein Ton verdrießlich, aber seine Worte hatten einen freundlichen Inhalt.

„Ha!" sprach er, „Ihr seid gespornt und wollt einen Morgenritt machen! Recht, reitet, wohin es Euch beliebt! Ihr wollt den Vetter nicht verlassen und nicht mit dem Bruder ziehen — das werde ich dem Vetter erzählen und er wird Euch dafür belohnen. Recht so, mein Lieber — trauet den Leuten nicht, die dem Vetter nicht ergeben sind, sie sinnen Böses auf Eure Kosten." —

„Wird der Herzog Otto bald wiederkehren?" fragte Friedrich.

„Bald," antwortete Schwiecheldt zerstreut; „nun reitet, macht Euch Vergnügen, seht, wie schön Wald und Berge winken."

Schwiecheldt entfernte sich schnell.

Friedrich wartete mit der Reitpeitsche in der Hand auf Rupert, der ihm anzeigen sollte, daß das Pferd gesattelt sei; derselbe kam mit lebhafter Miene. „Eine Siegesnachricht für Euch," sagte er; „vor einer Stunde ist ein Reisiger aus Hardegsen eingeritten und hat einen Brief an den Schloßhauptmann gebracht; ich habe den Reiter ausgehorcht; der Herzog Otto ist vom Thüringer Land-

grafen auf's Haupt geschlagen — wüthend hat er sich auf Hardegsen geworfen und der Kirchenfluch wird ihn stärker als zuvor drücken."

„Meine Zeit ist gekommen," sprach Friedrich erregt; „ehe die Lüneburger über den albernen Knaben das Loos werfen, muß er sich zum Manne frei gemacht haben. Begleite mich auf dem Morgenritte, unter Gottes blauem Himmel und im Scheine seiner Sonne wollen wir besprechen, wie wir es jetzt fertig machen."

Schwiechelt saß unterdessen finster in dem Sessel, den der Herzog Otto einzunehmen pflegte, wenn er auf Wolfenbüttel einsamen Grübeleien nachhing. In seiner Hand hielt er den Brief, dessen Zeilen sein gesenkter, schneidender Blick zerstören zu wollen schien. Diese Zeilen lauteten: „Hans — der Teufel ist mit mir — der Kirchenfluch muß eine Waffe in sich tragen, schärfer als ein Schwert; Alles mißglückt seitdem, was ich beginne; ich bin überfallen, geschlagen, nach Mühlhausen geflohen; die Sterner sind Prahler ohne Gewalt, sie haben mich in der Zahl ihrer Schaaren getäuscht — mein ärgster Feind sitzt auf dem Mainzer Erzbischofstuhle, mit dem Bannstrahl in der Hand; — ich horste wie ein wilder Aar mit verwundeten Flügel auf Hardegsen — Wuth und Schaam foltern mich, die Pfaffen dürfen mich verspotten! Ich muß die Zeit abwarten, um mich zu kräftigen; behüte das Braunschweiger Land, wie ich den Oberwald; wir dürfen jetzt nicht fehden; bewache die Stadt Braunschweig, wie ich die Göttinger Bürger beobachte; — gewähre den Braunschweigern Landfrieden, bis ich mich wieder muthig fühle; beim Teufel, es wird mir schwer, den Schuften das Tageslicht zu gön-

nen, wenn ich an Wansleben, an die verbrannte Olga denke; — das könnte mich zum wüthenden Eber machen! Wie benehmen sich die Burgmänner im Braunschweigischen? Fürchten sie noch die Bürger? Man hat mir gesagt, daß die Burgmänner von Thedinghausen und Langwedel von dem baldigen Ende meiner Vormundschaft geredet hätten; — findet der Friedrich Anhang bei den Rittern? Zeige Allen den blöden Buben, daß sie jegliche Lust an ihm verlieren. Halte Frieden mit der Stadt, bis ich komme. Sende den Steinberg zu mir, daß er mir Kunde gebe, wie die Ritter im Hildesheimer Hochstift über meine Fehde gegen den Thüringer denken. Eben hat man den Bann gegen mich neu bestätigt — ich habe den Paulinern und Franziscanern, die den Hirtenbrief an die Thür ihrer Kirche geschlagen haben, mit Feuer und Schwert gedroht — aber die Pfaffen lehnen sich schon gegen mich auf; Hölle und Teufel! Wenn ich den Friedrich in's Kloster verschacherte — einen Boten nach Rom sendete? — Mir will der Kopf springen! — Gieb schnelle Antwort! Dein geneigter Otto."

Dieser Brief zeugte abermals davon, wie der Bannfluch angefangen und fortgewirkt hatte, den Herzog zu drücken und zu beunruhigen. Aber es war nur sein gekränkter Ehrgeiz, sein Stolz, der ihn folterte und auf gewaltsame und listige Mittel sann, des Bannes ledig zu werden; — nicht Reue über fluchwürdige Thaten, nicht der nach Umkehr und Sühne gerichtete Sinn, sondern das Verlangen war es, die Gewalt der Geistlichkeit, die er verachtete, zu brechen, einer kränkenden Schranke sich zu entledigen und, da es nicht dem Schwerte gelungen war,

es nun auf anderen Wegen zu versuchen, sollten es auch Handlungen sein, die selbst des Fluches werth wären. —

Es war ein milder Augustabend; die Dämmerung kündigte sich gegen sieben Uhr durch ein prachtvolles Abendroth an, welches den Himmel hinter und über Lehndorf, Broitzen und den Hildesheimischen Bergen röthete, die Thürme und Kirchdächer in Braunschweig mit Feuerschein beleuchtete und in den hochgelegenen Fenstern sich glühend spiegelte.

Angila von Kalm war, um den Vater zu suchen, nach der Wohnung des Stadthauptmanns von Vechelde gegangen, wo er fast täglich zu weilen pflegte; aber sie hatte auch hier beide Freunde nicht getroffen, eine Zeit lang mit Gattin und Töchtern des Stadthauptmanns verkehrt und bei dem herrlichen Abendroth den Rückweg nach der Scharrenstraße angetreten. Sie ging langsam, still in sich gekehrt und tief verschleiert; es schienen schwere Gedanken das schöne, auf stolzen Schultern ruhende Haupt zu beugen, Gefühle, die sich nicht im friedlichen Sinne vereinigen wollten, die jungfräuliche Brust zu bewegen. Es war überhaupt ein Leidenszug in ihr Angesicht gekommen, den der Vater längst kannte und eben noch die Freundinnen im Vechelde'schen Hause zur Anknüpfung einer Unterhaltung gemacht hatten, die noch in Angila's Seele heftig nachklang und um so schärfer nachwirkte, je länger und einsamer Angila unterwegs mit sich verkehrte.

Sie war leidend geworden und doch hätte sie dieses Leid um keinen Preis von sich abwerfen mögen; wie in der Natur stiller Seelen, im Schatten geheimer Trauer der Hang erwacht, sich an den Lichtgestalten des Schmerzes zu erquicken und sich in Leidensgefährtschaft mit den Vorbildern des verklärten Unglücks zu versetzen, so war auch bei Angila ein solches Trostbild in ihre stillen Träume und Lebensschatten eingetreten und sie schauete mit wohlthuender Mitleidenschaft auf die Gestalt der Herzogin Margarethe. — An jenem Abend, wo der Herzog auf dem Vollrutz den Vater in die Gesellschaft der Ritter gezogen und Margarethe Angila behütet hatte, namentlich aber am anderen Frühmorgen, als sie Vater und Tochter zur Flucht geholfen und Angila'n den flüchtigen Abschiedskuß auf die Wange gegeben hatte, war ein so tiefes, aus innerster Seele quillendes Leiden in ihre blauen Augen und weichen, liebreichen Züge getreten, die Herzogin war plötzlich so tief vor dem gedemüthigten Weibe in Schatten gerathen, daß Angila sie still bemitleiden und, obgleich Jahre darüber vergangen waren, recht oft an die Gestalt der Herzogin, wie sich dieselbe der Phantasie des Mädchens eingeprägt hatte, denken mußte; sie sah das ernste Gesicht der Herzogin in der Frühdämmerung des Morgens am Fenster, den Flüchtlingen nachsehen und, plötzlich ein weißes Tuch vor die Augen haltend, vom Fenster verschwinden. —

In diesen letzten Zeiten war die Leidensgestalt des helfenden Engels häufiger vor Angila's Seele zurückgetreten, immer mehr als Weib, im verklärten Schmerze irdischen Leidens, immer verwandter mit Angila's eigener

Stimmung; so stand die herzogliche Freundin auch jetzt, als Angila aus dem Vechelde'schen Hause zurückkehrte und dem glänzenden Abendrothe entgegen ging, tröstend vor ihr, und in einem Augenblicke gewaltsamer Selbstüberredung seufzten ihre rothen Lippen: „Ach! sie ist doch noch unglücklicher als ich!"

Die Unterredung mit der Frau von Vechelde und deren Töchtern hatte einen Gegenstand betroffen, der seit einem halben Jahre Angila's Leben beunruhigte, die einsamen Stunden mit Gedanken und Thränen füllte, des Vaters Sinn verdrießlich, seine Miene kummervoll machte und sie selbst vor ihren Freundinnen erschreckte. Ein stiller, schmerzlicher Gedanke, den ein Mädchen wie eine Leidensperle in der Seele hegt und bewahrt, macht dieselbe leicht schwärmerisch und so hatte sich auch in Angila's Gemüth ein Zug wehmüthiger Schwärmerei eingewoben, der ihrem ganzen Wesen den Ausdruck der Melancholie und der Seele den Hang nach einsamer Grübelei gab.

Der Bürgermeister von Broitzen, welcher nicht weit von der westlichen Mündung der Scharrenstraße, hinter der Kirche in einem Eckhause der Turnierstraße wohnte, hatte einen Sohn, welcher nicht nur ein stattlicher, junger Mann, sondern auch bei Männern und Weibern beliebt und von ansehnlichem Vermögen war; manches hübsche Mädchen würde ihm freudig Herz und Hand gegeben haben, wenn er sie darauf angesehen hätte, aber er hatte seine Augen auf Angila geworfen und bei dem Vater um ihre Hand angehalten. Angila aber war kalt geblieben, hatte den Vater angefleht, sie nicht zu zwingen, hatte den Unwillen des Vaters mit Thränen und kindlicher Liebe

erwidert und endlich erklärt, daß sie keines Mannes Weib zu werden vermöge. Der stolze Bürgermeister fühlte sich durch die Abweisung seines Sohnes beleidigt, dieser aber beharrte bei seiner Neigung und der alte Kalm beruhigte ihn mit der Hoffnung, daß seine Tochter ihren Sinn ändern werde, da sie zur Zeit leidend sei, den Hang zur Einsamkeit habe und daß der Sommer sie heiterer und geselliger machen werde, er, der Vater, aber sein Kind zu lieb habe, um ihrem Gemüthe Zwang anzuthun.

So hatte denn der junge Patrizier in diesem Sommer abermals Angila gefordert und Kalm ihm Gelegenheit gegeben, mit ihr ohne Zeugen zusammen zu kommen. Sie hatte ihn beschworen, Geduld mit ihrem Herzen zu haben, ihrer Weigerung keinen Groll entgegenzusetzen, sie ruhig gewähren zu lassen, ob sie sich an den Gedanken gewöhnen könne, eines Mannes Weib zu werden. —

Auch heute hatten die Freundinnen im Vechelde'schen Hause sie darauf angeredet, ihr liebreiche Ermahnungen und Vorwürfe gemacht, aber sie war still geblieben, hatte nur schmerzlich gelächelt und war endlich, in der Beklommenheit bei der heftigern Zusprache der Freundinnen, in den Ruf ausgebrochen: „Ich bitte Euch im Namen der Heiligen, quält mich nicht! Ich kann Euch nicht folgen!"

Während Angila den Heimweg zurücklegte, redeten Mutter und Töchter im Velchelde'schen Hause über sie. „Sie hat eine heimliche, unglückliche Liebe; — nein, sie ist gemüthskrank! — es sind die Nachwirkungen ihres Schrecks und Unglücks in der Jugend; — oder — sollte sie eine Hexe sein und einen Buhlteufel haben?" Diese letzte

Aeußerung erschreckte die Freundinnen selbst, so daß sie sich bekreuzigten.

Angila war im Hause angekommen; die alte Magd ließ sie ruhig in das Parterrestübchen gehen, ohne sie weiter in ihren Gedanken als durch die Worte zu stören: „Habt Ihr den Herrn nicht getroffen? Wie konntet Ihr heute solche Unruhe über seine Abwesenheit haben? Es ist ja Landfriede; Gefahr ist nicht da, der Herr ist nicht in das Feld gegangen und um diese Zeit ja gewöhnlich nicht zu Hause."

„Und doch bin ich so seltsam angst heute," antwortete Angila, indem sie den Schleier lüftete und über die Schwelle der Stube trat.

„Möchtet Ihr wohl allein sein, daß ich in's Backhaus gehe? Der Teig darf nicht länger säuern?"

„Ja, gehe, ich will die Hausthür hinter Dir verriegeln."

Bald nachher rief die Magd draußen: „ich gehe fort!" Angila schritt hinter der mit einer schweren Teiglast in weißem Laken belasteten Magd bis an die Hausthür, verriegelte dieselbe und kehrte mit dem wohlthätigen Gefühle völliger Einsamkeit in die Stube zurück.

Das Abendroth warf seinen glühenden Schein an die eine Wand; Angila setzte sich auf einen Stuhl hinter den grünen Fensterschirm und spann ihre Gedanken weiter, die durch das Gespräch der Freundinnen mächtig aufgeregt waren. Daß sich die Jungfrau wirklich in einer höheren Reizbarkeit und ängstlichen Bewegung der Empfindungen befand, verrieth sie durch das horchende Aufschrecken, wenn sie eine Zeit lang selbstvergessen hingeträumt, oder mit

starren, weiten Augen in die Luft geblickt hatte. „Ach!“ seufzte sie, die Hand auf ihre runde Brust legend, „wenn es Ahnungen giebt, so geschieht jetzt in seinem Leben etwas Ungewöhnliches, Beängstigendes!“

Das Abendroth war unterdessen an der Wand erblichen; nur noch in hoher Luft glänzte der Tagesschein mit rosigem Lichte; in der Straße und im Stübchen wurde es Dämmerung. Jetzt läutete die Hausglocke. Angila dachte an die Magd, den Vater, sprang auf und spähete durch das Fenstergitter; es stand Jemand vor der Thür — die Glocke läutete abermals, heftiger und von ungeduldiger Hand gezogen. Das konnte nur der Vater thun. — Sie ging hinaus, zog den Riegel zur Seite, die Thür wurde schnell von draußen aufgedrängt, ein Mann, tief im Mantel, kam herein, blieb ungewiß, betroffen vor ihr stehen und schlug die Thür hinter sich zu.

Angila erschrak; — die Dämmerung erlaubte ihr zu erkennen, daß die Gestalt den Mantel anders als der Vater trug; sie sah dessen weißen Bart nicht; — mit beklommener Stimme, die Hand des Fremden, die mit Kraft nach ihr griff, zurückstoßend, schrie sie: „Wer seid Ihr? — Vater! Vater!“

Die mittelgroße Gestalt lüftete den Mantel, hob das Gesicht; ein Paar funkelnde Augen leuchteten ihr aus der Dämmerung entgegen, eine Stimme rief muthig froh: „Angila! Du kennst mich doch noch?“

„O, barmherziger Gott!“ stöhnte die Jungfrau schwankend und unfähig, sich den umfangenden Armen des Fragenden zu entziehen — „Ihr seid der Herzog!“

„Ja, liebes Mädchen — es wollte nicht länger das

Bild von Dir, ohne lebendiges Fleisch und Blut, meiner Sehnsucht genügen; sage mir, hast Du auch meiner gedacht? O, das sage mir zuerst, daß mein kühner Schritt gerechtfertigt sei."

„Herzog — Herr! — Was soll ich Euch sagen? O! ich danke Euch ja Alles — o Gott, was habt Ihr gethan? Seid Ihr auch sicher in der Stadt? Ach! mein Herz klopft so beklommen!"

„Würde es Dich ängstigen, mich in Gefahr zu wissen?"

„O! es könnte mich die Angst tödten; — Herzog, ich beschwöre Euch, wie seid Ihr in die Stadt gekommen? Was führt Euch her? Weiß es mein Vater? Wollt Ihr handeln? Ach! ich habe gesonnen, wie ich Pläne erfände, Euch zu helfen!"

„Heute bin ich allein zu Dir gekommen, unvergeßliches Mädchen! Du selbst hast mir den Weg in die Stadt gebahnt; — erkennst Du diesen Ring, den ich im Kerker Deines Vaters von Deiner Hand zur Aufbewahrung empfing? Ich habe ihn auf meiner Brust verborgen getragen. — Handeln will ich, ja, aber heute für mein Herz, nächstens für mein Land. Dein Bild stand mir bei, die entsetzliche Rolle bis heute fortzuspielen, die mich die Klugheit lehrte — Deine Erscheinung war eine Lichtgestalt in meinem düsteren Leben — um Dich habe ich das erste Blut vergossen!"

„Ach!" seufzte Angila, mit seliger Selbstvergessenheit auf des Herzogs Arm gelehnt und wie in einem Traume die funkelnden Augenpunkte aus der Dämmerung wie Sterne des Himmels anstarrend.

„Wo ist Dein Vater? Führe mich in das Gemach!"

Diese Worte riefen die Betäubte aus ihrem Traume in die Wirklichkeit zurück. Sie schreckte auf, riß sich aus seinen Armen, schluchzte und sprach hastig: „Mein Vater ist nicht heim, ich bin allein im Hause, Herzog, Ihr seid ein edler Herr; Erbarmen!“

„Nicht Erbarmen — Liebe treibt mich zu Dir; — Du bist das erste Weib, das in mein trübes Dasein eintrat, mein Gefühl an das Dasein kettete, mir tröstend das Bild des Glückes und der Schönheit, das Bild der Unschuld und Liebe zurückließ. — Fürchtest Du Dich vor mir? Habe ich Dir nicht im Kerker, Angesichts Deines mit der Kette klirrenden Vaters gelobt, Dich zu schützen, wie der Löwe die Löwin hütet? — Ich habe Deinen Blick nicht vergessen, den Du auf mich richtetest, aber ich fühlte, daß es nicht Mitleid war, was Dein Auge, Deine Thräne, Dein dankbares und doch so schmerzhaftes Lächeln zu mir sprachen. Anderthalb Jahre habe ich von diesem Blicke, dieser Thräne, diesem Lächeln gezehrt, wie ein Gefangener vom Lichtstrahl, der in sein finsteres Leben die Hoffnung und das Zeugniß bringt, daß draußen noch ein Glück wartet; aber ich kann nicht mehr von der Erinnerung zehren, mein Herz wird krank dabei und ich bedarf des gesunden Herzens, um als Mann handeln zu können. Dich mußte ich wieder sehen — an Deinen Augen, Deiner Stimme will ich mich ermuthigen!“ Friedrich hatte bei diesen Worten die willenlose Jungfrau tiefer in das Haus geführt und wollte noch weiter fortschreiten, als sie stehen blieb. Sie befanden sich vor der Schwelle der Gemaches. Mit schneller Hand öffnete er die Thür und trat ein, sie mit sich ziehend. In demselben Augenblicke läutete die

Hausglocke — Angila riß sich bestürzt los und floh gegen das Fenster und rief: „Mein Vater!“

Friedrich warf Mantel und Hut ab, öffnete die Stubenthür und trat auf die Schwelle. Eine weibliche Stimme sprach draußen, in dem schallenden Flurraum: „Nun hat das Fräulein das Hausthor nicht verriegelt — auch noch kein Licht — ach! was soll noch daraus werden, immer in Gedanken, immer im Traume!“ Friedrich trat in das Gemach zurück, schob die Thür an, fragte lebhaft: „Wer ist das?“ und näherte sich dem heftig athmenden Mädchen mit vertraulicher Sicherheit.

„Die Magd!“ flüsterte Angila so beklommen, daß Friedrich sie schnell in seinen Arm zwang, die Hand auf ihre Stirn legte, ihr die Augen küßte und fast unwillig rief: „Du weinst, Angila? Du weinst? O! um mich?“ Und um so leidenschaftlicher küßte er die Thränen von ihren Wimpern.

„Ach!“ schluchzte Angila, sich matt von ihm losringend, „ich bin so muthlos geworden, es ist mir so angst, daß ich ersticken muß — Herzog — Erbarmen, ich hielt mich für muthig, Euer Andenken in mir zu bewahren, und nun fühle ich mich so gering und unwürdig.“

„Gering? Bringe mich nicht auf — kränke nicht den Stolz in mir, daß ich ein geringes, unwürdiges Weib lieben könnte. — Angila, bei Gott, liebst Du mich nicht, so ist mir am ganzen Herzogthum nichts gelegen!“

Das war der zum ersten Male laut hervorbrechende Ausdruck einer Stimmung im Jünglinge, welche Rupert schon lange fürchtete und um so mehr, je heimlicher

Friedrich sie verbarg und nur in Momenten der Ungeduld durchblicken ließ.

Auch Angila erschrak, aber es war ein Erbeben von Schreck und Seligkeit zugleich. Das tiefste Gefühl der Liebe zum Herzoge, das sie so viele Monate hindurch einsam wie ein seliges Geheimniß eines unbestimmten Glücks behütet, das sie gegen die Galanterie hübscher Jünglinge kalt und gleichgültig gemacht und ihre Träume und Gedanken erfüllt hatte, wurde jetzt von Demjenigen, den ihre Seele mit Bangen und Selbstqual in sich trug, unmittelbar herausgefordert. Sie hatte keine Antwort, keine Wahl; mit einem halberstickten Schluchzen lispelte ihr Mund: „O Gott! wir werden Beide unglücklich sein! und ohne Widerstand folgte sie den Armen Friedrichs, der sie an seine Brust legte, sein Gesicht auf ihre Schulter drängte und aufstöhnte, als sauge er das Blut aus der weißen, heißen Haut der schönen Jungfrau.

Wäre es heller im Zimmer gewesen, so hätte man erkennen können, wie ein schönes, jugendliches Weib an der Brust eines unansehnlichen, hochschultrigen jungen Mannes lag, der mit unheimlicher Leidenschaft, blitzenden Augen und geröthetem Gesichte das warme Leben, das unter seinem heißen Athem vom leisen Schauer ergriffen wurde, wie Himmelsluft einsog.

Die Thür wurde geöffnet, ein Lichtschein fiel in die Stube; Angila riß sich los, Friedrich hielt sie fest. — Die Magd, die mit einer brennenden Kerze eintrat, prallte zurück und rief: „Fräulein! Um der heiligen Maria willen, was will der Mann von Euch? Wer ist er? Herr, greifet die Unschuld nicht an!“

„Laß ihn," sprach Angila leise und abgekehrt, „er ist ein Freund meines Vaters."

Die Magd setzte das Licht auf den Tisch, betrachtete den in Rittertracht, mit Schwert und Dolch bewaffneten Fremden, gewahrte Angila's Aufregung und Verlegenheit, eilte zu ihr und rief: „Was ist Euch? Ihr seid heiß und roth, Euer Haar ist wüst — ich lasse Euch nicht!" Als sie zwischen Beide trat und abwehrend den wenig stattlichen Jüngling mit drohender Miene ansah, winkte Angila mit der Hand und sprach: „Gehe, gehe!"

Friedrich, in dieser ersten, plötzlichen Entfaltung seines Herzens ganz der Sohn des hitzigen Magnus, gerieth im Gefühle des guten Rechtes seiner Gegenwart und im Anblicke des verschämten Mädchens, in Eifer, wies die Magd mit fürstlichem Stolze hinaus und begleitete seine Geberde mit den befehlerischen Worten: „Fort! bewahre das Haus — gehorche Deiner Herrin!" Solche Rede eines Fremden machte die Magd stutzig; sie blickte hülfeflehend, verwirrt und händeringend die Jungfrau an, wie sie des Jünglingshand nicht scheuete, floh vor dem funkelnden Auge desselben, bekreuzigte sich draußen und sprach: „So ist's wahr, was ich geahnt habe — einen Buhlteufel hat sie — darum will sie keines ehrlichen Mannes Weib werden — armer Vater! Ach! führte Dich Gott doch schnell heim!" Sie nahm ein Gebetbuch und betete für die Seele des unglücklichen Mädchens. Kaum war sie aus dem Gemache geflohen, als Friedrich die bebende Angila nach dem Sessel führte und sich neben ihr niederließ. „Geliebtes Mädchen," sprach er sanft, „vertraue auf mich, ich rufe Gott zum Zeugen, daß Du der Preis meiner

trüben Jugend, der Lohn meines Sieges über den Räuber meines Landes, der gerechten Rache an dem Uebelthäter dieser Stadt sein sollst. — Mit diesem Ringe halte ich Dich gebunden an mich, Dir gebührt der Lohn meiner langjährigen Beharrlichkeit, Du sollst mein Weib sein!"

„O Herzog — Ihr seid ein Fürst; — das könnt und dürft Ihr nicht erfüllen; ach! wie viel habe ich gelitten um meine Liebe zu Euch, um den Gedanken, Euch nur aus weiter Ferne lieben zu dürfen und an Eurem Glücke mich zu weiden, an Euren Thaten mein Herz zu erfreuen, geheim zu theilen, was Euch an Glück und Leid begegnet; keines Mannes Weib kann ich werden, da ich mein Herz Euch geweihet habe; darin laßt mich einsam beharren, laßt mich am Andenken dieser Stunde zehren, von Eurem ersten und letzten Kusse mein Lebelang. — Zu wissen, daß Ihr mich liebt, das soll mich stark machen, das soll mich rein bewahren; — giebt es einst nach seligem Sterben vor Gottes Angesicht ein Leben, wo nicht Fürst und Unterthan wie auf Erden geschieden sind, dann werde ich zu Euch treten in Unschuld und Euch an diese Stunde mahnen."

Die schwärmerische Richtung, welche Angila's einsamer Liebesschmerz in ihrer Gedankenwelt angebahnt hatte, um sich selber zu trösten, kam auch jetzt zur Geltung; Friedrich hörte sie gerührt an, sein Blick, den er nicht von ihr abwendete, verlor an Kühnheit und Glück, und leuchtete unheimlich. Länger aber hielt er es nicht aus; er wurde unruhig, leidenschaftlich und rief, die Hand Angila's auf die Brust drückend: „Meine Empfindung, welche Dich sucht und von Dir Befriedigung fordert, haftet an dieser Erde und sieht den Himmel schon hier; nimmermehr lasse

ich Dich; ehe der Sommer zu Ende ist, reite ich, so Gott will, als Herzog in diese Stadt ein und Du sollst mich empfangen mit einer Rose; Du sollst geehrt werden, wie es meine Liebe verlangt. Hältst Du mich für so gering, daß Du nicht nach dieser Ehre verlangst! Ha, ich bin kein blöder Bube — ich bin des Magnus erstgeborner Sohn, ich bin der rechte Herzog hier im Lande und ich fühle jetzt an Deiner Seite, im Scheine Deines Liebesblicks, daß ich ein stolzer Mann bin. Daß Du, ein schönes Mädchen, mich, den unansehnlichen Menschen, lieben kannst, das macht mich stolz, denn meine Gestalt kannst Du nicht lieben, Du liebst mein Denken, Wollen, mein Schicksal! Wohlan — Angila — ich will Dir zeigen, daß ich Deiner Liebe werth bin."

Die Jungfrau hatte ihn mit träumerischen Augen angeblickt und schmerzlich gelächelt; — seinen Armen folgend, sank sie stumm an seine Brust und barg das Gesicht an seinem Halse. Es herrschte eine Pause des tiefsten Schweigens; da läutete die Hausthür. — Angila fuhr von des Herzogs Brust auf, rief erschrocken: „Mein Vater! O, mein Gott!" riß sich von der Hand des Jünglings los und floh an das Fenster. Die Kerze im Zimmer brannte an langem, verkohlten Dochte trübe.

Die Stimme der Magd wurde hörbar, aber ihre hastigen Worte blieben unverständlich; doch rief eine erregte Stimme dazwischen: „Wer? Bei meiner Tochter?" und feste, eilige Schritte näherten sich der Thür, welche gewaltsam aufgestoßen wurde. Der alte Kalm, erregt, die funkelnden Blicke durch das Gemach jagend, trat über die Schwelle, gefolgt von der Magd, die, mit einer Lampe in

der Hand, furchtsam den Fremden suchte und an des alten Herrn Kleid griff, als dieser die Hand an den Degen legte.

Kaum aber hatte er den Fremden erkannt, der von Angila schnell auf ihn zutrat, als er stutzte, zurückschwankte, den Hut vom weißen Haupte zog und stammelte: „Was sehe ich? — Woher kommt Ihr? Herr, Ihr seht mich betroffen!“

Die Magd, die nicht anders glaubte, als daß der Teufel dem alten Manne die Augen geblendet habe, wollte den plötzlich in eine ehrerbietige Geberde umgewandelten Herrn zurückziehen, aber jener rief hastig: „Fort! Gehe hinaus, bewache das Haus, Niemand soll eingelassen werden!“ Als die Magd zögerte, schob er sie hinaus, schloß die Thür, trat zu dem Herzoge, der Angila's Hand ergriffen und mit ermuthigender, stolzer Geberde die Beklommene aufrichten wollte, und sprach: „Herzogliche Gnaden! Was führt Euch hierher? Was habt Ihr gewagt? Gehe auf Deine Kammer, Angila, wir haben zu reden.“

„Mit Nichten, mein guter Kalm,“ rief Friedrich mit einer Fröhlichkeit, die gegen Angila's schweigenden Ernst und verschämten Blick gewaltig abstach, „lasset Eure Tochter hier, denn sie hat ein Wort mit zu reden.“

„Herr, ich bitte Euch, klärt mich auf, was hat Euch hergeführt ohne Wissen Eurer Freunde? Wie seid Ihr in die Stadt gekommen?“

„Ei, ich ritt von Wolfenbüttel fort, ließ mein Pferd auf der Mühle zu Eisenbüttel und ging in die Stadt.“

„Das habt Ihr gewagt, Herr?“

„Gewagt? Bin ich nicht in der Stadt meiner lieben

Braunschweiger? Ist Kalms Haus mir nicht eine gute Herberge? Der Schwiecheldt ist nach der Harzburg geritten, ich wollte die Gelegenheit nützen und meiner Sehnsucht folgen. Am Thore zeigte ich der Wache diesen Ring — ich nannte mich Kalm, Euren Verwandten — so kam ich hierher."

„Und was treibt Euch zu diesem kühnen Unternehmen?"

„Mein Herz, Alter — Eure Angila."

„Meine Tochter?"

„So oft ich bei unseren Zusammenkünften nach Eurer Tochter fragte, gabet Ihr mir keinen genügenden Bescheid; — nun bin ich persönlich zu ihr gekommen. Blicke auf, Angila — bezeuge dem Vater durch Dein frohes Auge, daß Du mich gern empfangen hast."

„O Gott! — Bester Herr, weiß Rupert um Euer beginnen?"

„Mein Herz gestattet keinen Vormund; — seht mich an, ich bin nicht der Knabe von Wolfenbüttel; erst jetzt fühle ich, daß ich Mann und Herzog bin. Seht hier meine Angila, die Erwählte meines Herzens, der Preis aller meiner Leiden."

Kalm trat mit verzweiflungsvoller Geberde zurück, bedeckte das Gesicht und rief schmerzlich: „O! welch' ein Unglück!"

Angila trat zum Vater, umfing ihn mit den Armen, schmiegte sich an seine Brust und flüsterte: „Vater, höre mich, zürne mir nicht!"

„Hinweg!" rief Kalm; „Unglückliche, Du vernichtest die Zukunft dieses Jünglings, Du häufest Elend über Dein und mein Haupt!"

„Haltet Ihr mich für unwerth, von Eurer Tochter geliebt zu werden?“ fragte Friedrich hitzig und stolz.

„Nein, mein Kind ist Eurer nicht würdig; — o! so ist geschehen, was ich mit Angst kommen sah und verhindern wollte! Herzog, Ihr seid in dieser Stunde kein Mann, auf den das Land vertrauen kann, um dessen Thron die Stadt kämpfen soll; — Herzog, Eure Liebe ist ein Gefühl des Knaben! — Ihr handelt unbesonnen, Ihr begreift nicht, daß Ihr mein Kind um Ehre und Ruhe, meinen guten Namen in Schmach, meine Bemühungen um Euch bei den Freunden in Verdacht unedler Absichten bringt; — Herr, Ihr habt den Herzog vergessen!“

„Beim heiligen Michael! Ihr bringt mich auf!“ rief Friedrich leidenschaftlich; — „meine Liebe soll Eure Tochter ehren, ich will sie einst vor der Welt zeigen als mein Weib, sie soll geachtet werden, wie ich selber! Beim Blute meines Vaters schwöre ich, daß mein Wille unerschütterlich ist!“

„O, höre mich, Vater!“ flehte Angila, „Du kennst meinen Willen noch nicht!“

„Er hat mich gehört, er kennt meinen Willen!“ rief Friedrich, indem er das sanft sträubende Mädchen heftig in seinen Arm zwang.

Kalm sah sie finster an und suchte sich in eine ruhigere, feste Haltung zu zwingen.

„Herzog,“ sprach er mit Würde, „eben komme ich aus der Versammlung der Freunde, die berathen haben, was die Stadt für Euer Erbrecht thun kann; der gesammte Rath ist heute in unsere Pläne eingeweiht, es wurde gefragt, ob die Stadt auf Euren Charakter und Sinn

bauen könne, ob sie sich nicht einen neuen Despoten erkämpfe, ob das ungeduldige Blut Eures Vaters in Euch nicht zu neuer Leidenschaft aufschäume, ob Ihr Mann genug seid, Stadt und Land zu regieren? Eure Freunde bejahten es, ich rühmte Euren guten Sinn, Eure Kraft der Selbstbeherrschung, Eure Tugenden, und der Rath erklärte, daß Ihr auf die Hülfe der Stadt rechnen dürftet, und der Rath Euch gegen den Vetter und zur Erlangung Eures Erblandes treuen Beistand leisten wolle, wenn er mit Euch geredet und erkannt haben würde, daß es Eure ernstliche Meinung sei, daß Ihr ein besonnener Mann seid, der Vertrauen verdiene. O, Herzog, mit dieser frohen Kunde wollte ich Euch morgen zur That rufen und nun finde ich Euch hier in einer unbesonnenen Handlung als einen Sclaven der Leidenschaft, der die Ehre seines treuesten Freundes nicht achtet."

„Was Ihr dem gemeinsten Manne erlaubt, das Glück eines liebenden Herzens, das wollt Ihr dem Herzoge versagen? Was hat mein glückliches Herz mit meiner Regierung zu thun?"

„Das Herz eines Fürsten ist nicht sein eigener Herr; es muß alle seine Gefühle den Verhältnissen unterordnen, auf denen seine fürstliche Hoheit, sein Landeswohl begründet ist. Mein Kind kann nie Euer Weib, höchstens Eure Buhlerin werden —"

„Nicht weiter!" fiel Friedrich heftig ein, als er sah, wie die Jungfrau zuckte und von seiner Hand entfliehen wollte; „Ihr trauet mir Schandthaten zu? Ihr kennt die Tugend Eurer Tochter so wenig, daß Ihr sie für fähig

haltet, eine Buhlerin zu sein? Euer Herz ist kalt und alt, Ihr kennt die Rechte der Jugend nicht.“

Kalm sah ihn wehmüthig, mitleidig an, nahm seiner Tochter Hand, zog sie vom Jünglinge weg, legte die Schluchzende, die einen schweren Abschiedsblick auf den Geliebten lenkte, an seine Brust, umschloß sie behütend mit den Armen und sprach: „Ich weiß, daß meine Tochter Euch still liebt, daß es der Grund ist, weshalb sie ehrenhafter Männer Hand verschmähet und neulich noch des Bürgermeisters von Broitzen Sohn nicht erhört hat; würde Euer Wille, meine Tochter zu besitzen, bekannt, so hättet Ihr Euch einen mächtigen Feind an Broitzen erworben und er würde im Rathe sagen: seht, des Magnus Sohn beginnt der Stadt seine erste Gunst zu zeigen, daß er eines ehrenhaften Patriziers Tochter zum Kebsweibe begehrt und die Gesetze des Erbvertrages selbst verletzt. Herzog! Möchtet Ihr eine Ehre darin suchen, des Wenceslaus Tochter Anna das Schicksal der edlen Margarethe von Göttingen zu bereiten? Herzog, bedenket, Ihr seid bestimmt, die Anna von Sachsen als Gemahl zu nehmen. — Das junge, unschuldige Mädchen weiß es wol kaum, welches Loos über sie bei dem Erbvertrage gefallen ist, sie ist vielleicht in dieser Stunde arglos glücklich, während Ihr im Begriff seid, ihr ein trauriges Dasein vorzubereiten.“

Friedrich hatte bei Erwähnung Anna's, der Tochter des sächsischen Herzogs Wenceslaus, einen flammenden Blick auf Angila geschleudert, dann die Hand über die Augen gelegt und gewaltsam geathmet; Angila aber hatte sich an des Vaters Brust mit schwärmerischen Blick er=

hoben; ihre Gestalt hatte den Ausdruck des stolzen, aus heftiger Seelenfolter losgerungenen, opferwilligen Entschlusses, sie stand da, verklärt, eine, um das Heiligste sich hingebende Märtyrin, die bereit ist, sich selbst dem Tode zu weihen.

„Vater!“ begann sie, „der Herzog kann nicht so schwach sein, daß er sich vor eines Mädchens Muthe schämen müßte; ich liebe ihn, er liebt mich, das ist mir genug für diese Welt; er hat meine Lippen geküßt und ich habe es ihm nicht gewehrt — kein anderer Mann soll sie je berühren. Im Herzen will ich ihn tragen, wie mein höchstes Glück, meinen einzigen Gedanken, sein Bild soll meine Einsamkeit beleben; wo ich von ihm höre, will ich Leid und Glück in Herzen mit ihm theilen. O, Friedrich, Herzog — hier in meiner Brust werdet Ihr ewig wohnen — denkt auch meiner im Gebete, wenn Ihr glücklich oder traurig seid — mein Gedanke an Euch soll sich mit Gottes Liebe und heiliger Andacht mischen und er soll auf Erden Euer guter Engel sein!“

„Das ist zu viel! O! Angila, das ist zu viel — Dein Blick ist Abschiedsschmerz — das ertrage ich nicht!“ rief Friedrich, der leidenschaftlich ihre Schultern faßte. Der alte Vater, der bei der Tochter Worten finster auf sie geblickt hatte, zog mit sanfter Abwehr sein Kind an sich zurück und sprach: „Ach! meiner Angila Schicksal ist Schmerz und Einsamkeit; alle meine Hoffnungen sind vernichtet, ihr Herz ist ein Sarg, der den Frieden birgt, und das Leben der Welt wird ihr keine andere Blumen mehr bieten, als die, womit sie den stillen Sarg bekränzte! Herzog! Ihr habt meine Treue hart geprüft!“

„Wollt Ihr es nicht so? Wer will mich tadeln oder zwingen, wenn ich Herr meines Landes bin und die mir von Fremden bestimmte Gemahlin ablehne, wenn ich Angila zur Herzogin erhebe?“

„Eure ganze Freundschaft, die Rache der beleidigten Lüneburger Herzöge. Zeiget mir jetzt, daß Ihr der Mann seid, der fähig ist, das Vertrauen der Stadt zu verdienen, der ein Land regieren, edel und gerecht sein kann; wenn Ihr Euch nicht selbst beherrschen, nicht eine Leidenschaft besiegen könnt, dann hat das Land nichts von Euch zu erwarten.“

Friedrich kämpfte heftig mit sich selbst; bald loderten seine Blicke auf und wollten Angila beherrschen, bald schlug er sie vor des Mädchens sanft und schmerzlich flehenden, zur Ergebung mahnenden Augen beschämt nieder. Er wollte reden, seine Blicke hoben sich drohend; da begegnete er des alten Mannes würdiger, erwartungsvoll und fest auf ihn gerichteten Miene und verstummte. Jetzt trat Angila zu ihm, küßte schnell seine Stirn, flüsterte mit halberstickender Stimme: „Gott mit Euch“ und floh aus dem Gemache. Es kam dieses Alles so plötzlich und betäubend, daß Friedrich erst zur Besinnung kam, als Angila eben entfloh; er wollte ihr nach, Kalm trat ihm ernst entgegen; mit einem schmerzlichen Laute sank Friedrich auf einen Stuhl, legte Arme und Kopf auf dessen Lehne und blieb unbeweglich und stumm.

„Beruhigt Euch,“ sagte Kalm, „ich kehre sogleich wieder;“ dann eilte er, um die Tochter besorgt, hinaus.

Er fand sie in ihrer Kammer, auf den Knieen, die Hände auf dem Scheitel gekreuzt, im heftigen Weinen.

„O, mein theures Kind!“ sprach er, „mein Herz wird es Dir danken, Gott wird es Dir lohnen; sei stark, Dein Schmerz rettet das Land vor Schmach, den Herzog vor Verderben. Weine, o, mein theures Kind, weine, es sei Dir Gott gnädig!“

„Gehe zu ihm, Vater — laß ihn nicht fort, ohne ihn aufgerichtet zu haben durch die Mahnung an seine großen Pläne, an seinen Beruf. — Sage ihm, daß ich den edlen Herzog in ihm lieben würde, daß ich edle Thaten von ihm fordere; — o, gehe, sei sein wahrhaftiger Freund, diese Thränen gelten ja ihm!“

Als Kalm in das Gemach zurückkehrte, sprang Friedrich vom Stuhle, wo er noch in unveränderter Lage saß, empor, eilte ihm mit heißem Gesichte entgegen und rief: „Sprecht von Kampf, mahnt mich an den Vormund, daß ich meinem heißen Blute eine glühende Nahrung gebe — o! Angila soll mich nicht schwach nennen, das Echo meiner Handlungen soll sie an meine Liebe mahnen; mein — mein, in Unschuld rein wird sie mir ewig angehören; mein guter Engel will sie sein — wiedersehen muß ich sie, ich will sie ehren wie eine Heilige, in ihrem Namen will ich handeln!“

Kalm umschloß den Herzog, der sich mit dem Rufe: „Hier lag Angila, hier fiel ihre Thräne!“ an dessen Brust warf, und sprach tief gerührt: „Jetzt seid Ihr Mann und Herzog — in Gottes Namen Amen!“

Nach einer stummen Pause machte sich Friedrich aus den Armen Kalms frei, schritt heftig durch das Gemach und schien zu sinnen; plötzlich begann er: „Führt mich zu den Freunden, meine Gedanken müssen von Männern auf

neue Bahnen geführt werden, meine erregte Seele fordert Beschäftigung."

„Eben wollte ich Euch fragen, Herr, wie es um Eure Rückkehr steht?"

„Ich bin frei bis zu Tagesanbruch; ich will den Rath sehen, er soll mich in dieser Stimmung kennen lernen, um zu erfahren, daß ich ein Mann bin, daß ich Willen und Muth habe und die Stadt mir vertrauen kann!"

Die Leidenschaft der Liebe hatte durch Angila's edle Selbstbeherrschung eine schnelle Richtung auf den Ehrgeiz des Jünglings erhalten; er wollte geliebt, aber des großen Opfers werth sein, das Angila ihm in schmerzerfüllter Seele mit dem ganzen Leben darbrachte; er wollte diese Liebe lohnen durch eigene Erhebung seines Wesens. Wenn je die Natur eines Jünglings sich in allen schlummernden Anlagen schnell zum Charakter entfalten kann, so geschieht es durch die erste Liebe, durch die erste Erschütterung des ganzen Seelenlebens durch die heroische That der Geliebten. Der Ehrgeiz des Welfen forderte jetzt mit Selbstbewußtsein den Mann heraus, einem geliebten Mädchen diejenige Achtung abzuzwingen, welche ihrem stillen Schmerze eine tröstende Befriedigung giebt.

„So laßt uns diesen Abend benutzen, den Schritt zu thun, den ich Euch morgen in unserer verabredeten Zusammenkunft vorgeschlagen haben würde," sagte Kalm; „seid Ihr in der Stimmung, mir zu dem Stadthauptmann von Vechelde zu folgen?"

„Ich bin es!" antwortete Friedrich mit stolzer Haltung. „Angila weint und betet jetzt für mich — das ist eine geweihte Stunde — kommt!" Er setzte den Hut auf,

warf den Mantel über und erwartete mit Ungeduld, daß Kalm ihm folgen solle; der Blick jagte im Zimmer umher und blieb auf dem Stuhle haften, wo Angila neben ihm gesessen hatte. — Kalm mußte ihn anreden, nun fortzugehen. Friedrich riß sich, wie ein im Traume Erwachender, aus seiner unfreiwilligen Vergessenheit, und rief in Aufregung: „Ha, Alter — ich werde Angila noch oft wieder sehen und sprechen, wenn ich der Herr des Landes bin; — das soll mir Keiner wehren — nun kommt!“

Die Magd war ganz verwirrt, als sie den Herrn mit dem Fremden aus dem Hause lassen mußte und den Befehl erhielt, die späte Rückkehr abzuwarten. Mit Schmerz dachte Kalm an die Einsamkeit seiner, mit dem Herzen ringenden Tochter, aber er beherrschte sich, empfahl sie dem Beistande Gottes und schritt mit dem Herzoge über die dunkle Gasse.

Sie traten in Vechelde's Haus; der Bürgermeister von Lafferde war dort; Kalm ließ den Freund rufen und dieser war nicht wenig überrascht, als er Kalm mit einer tief in den Mantel gehüllten, kleinen Gestalt erblickte, die das Gesicht lüftete und dem Stadthauptmann die Hand reichte. „Ist's möglich, Herzog,“ flüsterte dieser, „Ihr seid in der Stadt? Was bedeutet das?“

„Der Herr wünscht in günstiger Stunde mit den Freunden Rath zu pflegen, und sich von der Stimmung der Bürgermeister zu unterrichten,“ sagte Kalm schnell.

„So erlaubt mir, Euch einem der Bürgermeister zuzuführen, der bereits für Euch Wort und Schwert gelobt hat,“ sprach Vechelde.

Sie traten in das Gemach, wo die kräftige, männlich

schöne Gestalt des Bürgermeisters Heinrich von Lafferde dem jungen Herzoge entgegen trat; jener küßte ihm die Hand und sprach: „Ich begrüße Euch, erlauchter Sohn des Herzogs Magnus, in der Stadt, die Eures Vaters sterbliche Reste birgt, und in Euch erkenne ich den rechtmäßigen Herrn des Landes, dessen Erbe zu erkämpfen ich bereit bin.“

„So bin ich unter Freunden,“ versetzte Friedrich mit einem so muthigen Blicke und so entschlossenen Tone, daß Lafferde wohlgefällig auf ihn und Vechelde blickte, als wollte er andeuten, wie er den lebhaften Geist des Vaters in dem Jünglinge wieder erkenne. „Noch nicht bin ich Herr über meine Zeit — die heutige Nacht ist günstig, man wird den vermeintlichen Schläfer nicht in Wolfenbüttel vermissen, mein Vetter wird, wie ich höre, erst in acht Tagen zurückkehren in das Schloß, welches er Euch und mir gestohlen hat. Mich verlangt nach einer That, nach der Frucht jahrelanger, unsäglicher Qual, nach Freiheit aus dem leiblichen und geistigen Gefängnisse, nach einer Unterredung mit dem Rathe und den mir zugethanen Patriziern dieser Stadt. Kalm und Vechelde, meine treuen Freunde, wozu ich auch Euch, Lafferde, längst rechne, haben mir gesagt, daß der Rath geneigt sei, mit meinem rechtmäßigen Landeserbe, das der Vormund schon als Beute betrachtet, auch die Sicherheit des Landes zu erkämpfen, mir beizustehen und meine listige Rolle des blödsinnigen Knaben durch Waffengewalt zu unterstützen und zu Ende zu bringen. Beliebt es Euch, die Rathsmitglieder und eingeweiheten Edlen dieser Stadt alsbald zusammenzurufen, so will ich vor ihnen erscheinen, ihnen

beweisen, daß ich zwar ein zwanzigjähriger, wenig ansehnlicher Jüngling bin, aber daß in mir der Mann reif geworden ist, dessen Geist, gesund, kräftig, entschlossen, voll Haß gegen den Göttinger Vetter, voll Liebe zu seinem Lande und dankbar gegen seine Freunde, nicht länger unter der Asche die zur Flamme drängende Gluth bergen kann. Versammelt die Feinde Otto's — es sind meine Freunde — führet mich zu dem Rathe, daß ich ihm gelobe, was ich der Stadt als Herzog leisten will, daß er meinen ehrlichen, festen Willen erkenne und mir, dem erstgeborenen Sohne huldige. In einem Jahre erst bin ich volljährig, aber ich fühle mich schon jetzt zum Manne reif, und wir müssen handeln, ehe der Räuber meines Landes, der zur Zeit schwach und muthlos ist, neue Kräfte sammelt. Und während Ihr den Rath und die vertrauten Edlen der Stadt zusammenruft, laßt mich in der Gruft des Domes am Sarge meines Vaters beten, seinen Geist anrufen, daß er sich des Sohnes annehme und die Schmach von ihm tilgen helfe, die sein Geschlecht in mir hat erdulden müssen. Aus harter Prüfung trete ich in mein Recht ein und ich will der Stadt und dem Lande ein gerechter und treuer Herzog sein."

Diese mit Sicherheit, Begeisterung und muthigem Sinne gesprochenen Worte, übten auf die Anwesenden, namentlich Lafferde, der den Jüngling nie so männlich reden hörte, einen höchst günstigen und fortreißenden Eindruck aus; Lafferde war sogleich bereit, den Rath zusammenrufen zu lassen; Vechelde wollte die vornehmsten Patrizier der Lilienvente sammeln; Kalm erbot sich, den Herzog in die Gruft des Domes zu geleiten.

Schon nach einer halben Stunde trennten sie sich, um auf verschiedenen Wegen ihren Zwecken zu folgen. In stiller Weise, von einem Sakristan bis an die Pforte geleitet, welche vor dem Hochchore des Domes in die Fürstengruft hinabführt, stiegen Kalm und Friedrich mit einer Laterne hinab zwischen die Särge der welfischen Vorfahren. Niemand von den Domgeistlichen hatte eine Ahnung davon, daß der verhüllte, kleine Fremde, welcher an Kalms Seite und auf dessen Autorität zum späten Besuche der Gruft zugelassen wurde, der Sohn des Magnus war. —

Nach einer Stunde stiegen sie wieder die Stufen herauf in die Kirche. Friedrich war stumm, sein Gesicht vom Mantel bedeckt, sein Arm hing in dem seines Begleiters. Als sie auf den finstern Domplatz hinaustraten, an der Burg Dankwerderode vorüber, wo Heinrich der Löwe einst residirte, blieb Friedrich stehen und blickte auf zum sternenlosen Himmel. „Ha!“ flüsterte er, „wie ein Dieb in der Nacht schleiche ich auf den Spuren meiner Ahnen; — hilf mir, Gott, das ich am hellen Tage diesen Weg zum zweiten Male gehen kann, um im Dome, angesichts meines Volkes Dir zu danken!“

Als sie nach dem Hause des Stadthauptmanns zurückkamen, war dieser bereits anwesend und erwartete nicht nur den Herzog, sondern auch den Boten vom Rathhause, daß Rath und Patrizier versammelt seien. Als diese Nachricht gebracht wurde, machten sie sich auf den Weg dorthin. Eine nächtige Zusammenkunft des Rathes war in diesen Zeiten der Unsicherheit vor den Feinden der Stadt nichts Auffälliges und ein später Wanderer, welcher um Mitternacht die Fenster des Rathhaussaales erleuchtet

sah, pflegte nichts anderes zu denken, als daß irgend eine neue Gefahr oder eine kluge Vorsicht die Bürgermeister und Rathsherren zusammengeführt habe. Die Stadt schlief, die Bürger ahnten nicht, daß der rechtmäßige Herzog von Braunschweig hier mit dem Rathe und den edlen Geschlechtern einen tödtlichen Bund gegen den Vormund und Peiniger des Landes beschwor.

Alle Anwesenden waren schnell für den jungen Herzog gewonnen, der nie so männlich, entschieden und muthig erschienen war als jetzt; er gelobte der Stadt Dank, Schutz und Privilegien; die Rathsmitglieder, welche die Klugheit seiner zu Wolfenbüttel angenommenen Rolle bewunderten, huldigten feierlichst dem Landesherrn, erklärten ihn für volljährig und sagten ihm, als sie seine Pläne zum Angriff gegen den Herzog Otto angehört und gebilligt hatten, ihre Hülfe zu. Zugleich erfuhr aber auch Friedrich, daß manche Burgmänner im Lande, bestürzt von dem Schicksale der Weferlingen, ihren guten Willen zum Frieden mit der Stadt kund gethan hätten und einige Ritter, wie die von Thedinghausen und Langwedel, selbst gegen die Absichten des Vormundes sich auflehnen wollten, wenn derselbe nicht im nächsten Jahre das Land verlasse.

Es war längst Mitternacht vorüber, als Friedrich, erhitzt und von der Anerkennung des Rathes und der Patrizier zu höherem Selbstgefühle erweckt, das Rathhaus verließ. Lafferde, Vechelde und Kalm begleiteten ihm. Schon dämmerte es am östlichen Horizonte. Friedrich verlangte sofort nach Eisenbüttel zurück, wo er sein Pferd gelassen hatte. Auch dafür hatte Vechelde schon gesorgt; drei gesattelte Pferde standen unter den Spitzbögen des Rath-

hauses; Friedrich umarmte Kalm, küßte ihn und flüsterte: „Erzählet der Angila, was geschehen ist; sie soll Alles wissen, was mich betrifft; stillet ihre Thränen, sie soll nicht um mich leiden; — ihre Liebe hat mich so stolz und männlich gemacht, daß ich die Rolle des Knaben länger für unwürdig und unerträglich halte. Bald sehen wir uns wieder.“ Dann wendete er sich zu Lafferde und Vechelde, die bereits neben den Pferden standen, und sprach: „Nun, Freunde, ich bin bereit; vor Tageshelle muß ich im Schlosse zu Wolfenbüttel sein.“

Man bestieg die Pferde — Kalm sah den schnell in der Dunkelheit verschwindenden Reitern nach; als er den Hufschlag ihrer Pferde nicht mehr hörte, drückte er die Hand auf das Herz, sah zum Himmel auf und seufzte: „O, meine Angila — Du hast eine Dornenkrone erwählt!“

Er sah die Rathsmitglieder und Patrizier in stillen Gruppen die steinerne Rathhaustreppe herabkommen — er wich ihrer Begegnung aus und schritt gedankenschwer der Scharrenstraße zu.

Friedrich war ohne Hinderniß aus dem Thore geritten; in Eisenbüttel wechselte er das fremde Pferd gegen das eigene um, die Freunde begleiteten ihn noch eine Strecke durch das Lechelnholz, dann forderte er, der Klugheit wegen, ihre Rückkehr, nahm herzlichen Abschied und sprengte davon. Der Tag grauete bereits so weit, daß man die Gegend erkennen konnte, als Friedrich vor dem Schlosse eintraf. An der Zugbrücke rief er den Wächter an; eine Stimme von dem niederen Zwinger des Thores rief: „Wer seid Ihr?“ Friedrich antwortete: „Helft mir, ich

habe einen Sturz gethan und kann nicht vom Pferde." Eine Gestalt eilte auf die Thorzinne der Brücke; eine Stimme rief: „Er ist's, lasset die Ketten nieder — wo seid Ihr gewesen, Herr?" Friedrich erkannte Ruperts Stimme. Die Brücke ging nieder, Friedrich ritt in das Thor, Rupert drängte sich heran, suchte die Miene des Jünglings zu verstehen und sprach: „Welche Sorge habt Ihr mir gemacht — was ist Euch begegnet?" Einige Knappen erschienen mit schläfriger Geberde.

„Helft mir vom Pferde," sagte Friedrich mit der Betonung des Schmerzes und der Ermüdung, „das Pferd wurde gestern beim Ausritt wild und ich weiß nicht, wohin es mich getragen; ich stürzte und wurde von Landleuten in eine Hütte gebracht — ich habe es versucht, zurück zu reiten, aber ich fühle Steifheit und Schmerzen in allen Gliedern."

Rupert sah den Herzog prüfend an, half ihm mit den Knappen vom Thiere und wurde ängstlich, als jener sich wie ein Lahmer führen ließ.

„Sagt es Keinem im Schlosse, sonst spotten sie über mich," sagte Friedrich unter Zeichen des Gliederwehs, „sie meinen doch, daß ich nicht reiten könne."

„Ihr sollt nicht wieder allein reiten," sagte Rupert verdrießlich, da er immer besorgter durch das Benehmen Friedrichs geworden war.

„Ein böser Kobold hat mein Thier scheu gemacht; ich habe ihn gesehen, er guckte aus einem Weidenbusche," sprach Friedrich mit dem Tone furchtsamer Erinnerung. Rupert wurde zweifelhaft und beobachtete den Jüngling, der in seinen und eines Reisigen Arme hing, mit heim-

licheren Seitenblicken. „Ja, das habe ich auch erlebt,“ nahm der Knappe das Wort, „es hilft Rosmarin dagegen, wenn man es bei Sonnenaufgang pflückt und stillschweigend auf die linke Brust legt.“

„Das muß ich haben,“ sprach Friedrich schnell, „pflücke mir das.“

„Das muß man selbst thun,“ erwiderte der reisige Knecht, „aber laßt lieber das Reiten, junger Herr — ich habe Euch gestern wegreiten sehen, Ihr macht das Thier irre.“

„So — dann will ich's lernen.“

Unter solchen Reden war Friedrich in sein Gemach geführt und hatte sich auf das Bett legen lassen; Rupert war unterwegs immer stiller geworden. Als der Reisige fortgegangen war, stand der Alte vor dem Lager und sprach: „Herr! was für Sorge habt Ihr mir gemacht! Ich bin nach Euch ausgewesen, habe auf der Warte und am Brückenthore die Nacht aufgelauert, Ihr wolltet nur einen kurzen Ritt machen und seid gewiß gegen Eisenbüttel geritten. Ihr seid gestürzt? Herr, Eure Rede mit dem Knappen macht mich irre, ob Ihr Wahrheit sagt.“

Friedrich sprang so schnell und heftig vom Lager auf, daß Rupert überrascht zurückfuhr. „Siehst Du, daß ich gelogen habe?“ sprach er so kühn in Blick und Haltung, daß der Alte ihn groß und fragend ansah. „Ich komme aus Braunschweig,“ fuhr er flüsternd und sich vertraulich auf Ruperts Schulter lehnend fort, „der Rath und die Patrizier haben mir gehuldigt — ich besitze eine Stadt — mein Plan ist angenommen — nun, Alter, nun müssen wir handeln!“

Rupert war von dieser Mittheilung so betroffen, daß er die Hände faltete, den ungewöhnlich selbstständigen Jüngling, der ihn herausfordernd und siegreich anlachte, mit glücklicher Ehrfurcht betrachtete und nichts weiter sagen konnte, als: „Ich bitte Euch, Herr, ist es auch keine Täuschung? Seid Ihr bei Vechelde, bei Kalm gewesen?“

Friedrich nickte lächelnd. Plötzlich faßte er beide Schultern Ruperts, sah ihm mit leuchtenden Augen in's Gesicht und sprach: „Am Sarge meines Vaters habe ich gebetet, o! alter treuer Genosse; — sein Geist ist in mir lebendig, die Zeit der Thorheit und Schmach ist vorbei!“

Und nun erzählte er dem glücklich horchenden Alten, was in Braunschweig geschehen war, was mit den Bürgermeistern und Patriziern verabredet wurde. — Nur Eins verschwieg er, sein Erlebniß mit Angila; — das war ein Geheimniß seines Herzens, welches ihm zu heilig deuchte, um es durch eine Erzählung zu entweihen; das war ein Gefühl, das wie ein körperloses Wesen vor der rohen Berührung eines Wortes zurückscheuchte. —

Schon ging die Sonne auf, als Friedrich noch mit Rupert redete. Die Ueberraschung des Alten war in eine besonnene, ernste Mitbetheiligung übergegangen.

„Ein Glück, daß Euch ein schützender Geist den Einfall mit dem Sturze und den Gliederschmerz eingegeben hat,“ sagte Rupert, als Friedrich seine Mittheilungen beendet und sich ermüdet auf das Lager gesetzt hatte; „man weiß, daß Ihr diese Nacht nicht im Schlosse gewesen seid. Junker Christoph suchte Euch gegen Abend, da Schwiecheldt einen Boten gesandt und verlangt hatte,

heute mit jenem nach der Harzburg zu reiten. Was mag er dort von Euch wollen? — Ich vermuthe, daß der Herzog Bernhard in Lüneburg über Euch mit Mutter und Stiefvater geredet und dieser die Absicht hat, Euch zu sehen. Ein Lüneburgischer Knappe ist vorgestern, wie ich erst diese Nacht aus dem Gespräche mit den Wachen am Brückenthore erhorchte, hier eingetroffen und Junker Christoph hat ihn nach der Harzburg zum Ritter Schwiecheldt weiter geschickt."

„Was der will? Ei, dem Bernhard gelüstet nach dem Herzogthum Braunschweig, da der blödsinnige Erstgeborene, den er mit Mitleid betrachtete, es ihm nicht streitig machen wird, wohl aber der Göttinger; — ich will ihn aufklären; — der Erstgeborene ist heute Herzog von Braunschweig geworden und das Wolfenbüttel wird er sich dazu holen. Auf der Harzburg lasse ich mich nicht einsperren!"

„Darum spielet den mit dem Pferde Gestürzten fort, schlafet den heutigen Tag, bleibet im Bette — ich werde Euch Gesellschaft leisten und wir haben Muße, das Werk der nächsten Zeit zu überlegen und vorzubereiten." So sprach Rupert, indem er begann, den sichtlich von den Ereignissen und der durchwachten Nacht ermüdeten Herzog zu entkleiden.

Viertes Kapitel.

Wir haben bei den Ereignissen des vorigen Jahres, wo um die Osterzeit die Burg Hardegsen in die Hände des Herzogs an der Leine fiel, den verwaisten und gänzlich verarmten Idan von Rostorf bis zu dem Spätgange begleitet, den er, in der Kleidung eines jungen Landmannes und in Begleitung seiner mitleidigen Freunde Berthold Helmold und Tile Freitag, vom Hause des Brauers antrat, um seinem geheimnißvollen Drange nach der Maschmühle zu folgen. Wir wissen, daß er sich angesichts der Mühle, deren Lichtschein vom Leineufer her durch die Dunkelheit blickte, und deren Räder rauschten und klapperten, von den beiden Göttinger Bürgern trennte, und in der Richtung nach der Mühle verschwand. Gertrude hatte die geheimnißvolle Sehnsucht des unglücklichen, von den Spähern des Herzogs gesuchten und gefährdeten Jüngling mit weiblichem Instinkte richtig gedeutet, als sie ihrem Gatten zuflüsterte: „Berthold er liebt; — denke an unsere Zeit des Verlangens nach einander; halte ihn nicht auf, er wird von eines Mädchens heiligsten Gefühle beschützt, das kannst Du ihm mit aller Freundschaft nicht bieten!“

Idan klopfte an die verriegelte Thür der Mühle; es währte lange, ehe auf mehrmals wiederholtes Klopfen im Geräusche der Räder, eine Stimme durch die hochgelegene Luke rief:

„Wer ist da? So spät wird kein Korn angenommen und kein Mehl ausgegeben.“

„Macht auf!“ antwortete Idan, „ich habe mit dem Herrn der Mühle zu reden.“

Eine Hand mit einer Laterne kam aus der Maueröffnung hervor, um den Fremden zu prüfen; als der Mühlknappe einen jugendlichen, unbewaffneten Landmann erkannte, rief er herab: „Woher kommt Ihr denn? Seid Ihr etwa des Bäckers zu Rostorf Knecht?“

„Ja, rufet den Müller!“ erwiderte Idan ungeduldig.

Die Laterne wurde zurückgezogen, die Luke geschlossen; durch das Fenster über der Thür sah Idan eine flüchtige, weiße Gestalt mit einer Hängelampe in der Hand, eine vom Gangwerke in den Wohnraum der Mühle führende, freiliegende Treppe hinabsteigen. Bald darauf wurde die Thür aufgeriegelt, die Gestalt des Müllers, vom Knappen begleitet, erschien und betrachtete mit mißtrauischen Blicken den schnell eindringenden Fremdling beim Scheine des Handkrüsels, welchen der Knappe vorstreckte. „Du kommst von Rostorf, Bursche?“ fragte der Müller barsch.

„Ich will Euch erzählen,“ versetzte Idan, „kommt in die Stube, wir haben ohne Zeugen zu reden.“ Mit diesen Worten zog er den zögernden Müller weiter in den Gang nach der Wohnstube. Jener betrachtete den jungen Landmann verwundert, da seine Sprache und Ausdrucksweise nicht mit derjengen der Rostorfer Knechte übereinstimmte, und sprach: „Ihr scheint bekannt hier in der Mühle zu sein.“

„Ja — bei Gott! das bin ich!“ antwortete Idan so nachdrucksvoll und erregt, daß der Müller stehen blieb,

den jungen Mann auf die Schulter griff, ihn gegen den Schein der an einem Pfeiler hängenden, mehlbestaubten Mühllaterne kehrte und ihm nahe in's Gesicht sah. Plötzlich schien er vor dem offenen, freien und schmerzlichen Blicke des jungen Mannes zu erschrecken, zog ihn einen Schritt näher gegen die Laterne und fragte: „Was sehe ich? Ihr seid — bei meiner Seele, Ihr seid —"

„Ein Unglücklicher — kommt in die Stube."

„O, junger Herr, ist es denn wahr, was man sich erzählt?" fragte der Müller, „kommt herein, es ist entsetzlich, daß Ihr in dieser Gestalt erscheinen müßt! Kommt, Herr, Ihr seid flüchtig — ach! es ist wahr, was mir die Leute aus der Stadt erzählt haben; — wie kann ich Euch helfen?"

„Nur eine kurze Zeit gönnt mir hier Rast, mein Weg führt weiter," sagte Idan, über die Schwelle in die erleuchtete Stube tretend, wo die Frau des Müllers durch die etwas geöffnete Thür der anliegenden Kammer spähete, in die sie beim Eintreten des Fremden geflüchtet war.

„Komm," rief der Müller, „komm, wir sprachen heute noch davon, sieh, kennst Du diesen jungen Mann? — Ach, es ist zum Gotterbarmen!"

Die Frau trat mit scheuer Neugier aus der Kammer in die Stube, sah den unscheinbaren jungen Landmann genau an, schlug aber plötzlich die Hände vor der Brust zusammen und rief erschrocken: „Heilige Mutter Gottes! der Junker von Rostorf!"

„Ach, lieben Leute!" versetzte Idan, „es giebt keinen Rostorf mehr! Habt Ihr nicht vernommen, daß der Herzog mein Geschlecht und meinen Namen vertilgt hat? Ein

Bettler, ein Flüchtling bin ich, den des Herzogs Knechte in der Stadt suchen, um ihn dem Feinde meines Geschlechts als unschuldiges Opfer für den Bruder- und Elternmörder vorzuwerfen. — Meine Eltern sind in Sanct Pauli begraben, mein böser Bruder ist gefangen, ich war in der Stadt, die mich mitleidig aufnahm, nicht mehr sicher, ich habe nichts mehr auf dieser Welt, als die Thräne im Andenken meiner Eltern und die Sehnsucht nach einem Herzen, das gewillt ist, meinen Schmerz mit mir zu theilen."

„O, Herr Junker!" sagte die Frau, welche feuchte Augen erhalten hatte, „Gott wird Euch nicht verlassen und Euch gute Menschen zuführen. Wie oft haben wir von Euch gesprochen, als die Kunde zu uns kam, daß der Herzog das Schloß Hardegsen mit Krieg überziehe; wie that mir Euer Unglück weh! Ach! was wird die Bertha um Euer Schicksal gelitten haben!"

„Und was kann ich für Euch thun?" fragte der Müller.

Idan hörte nicht auf diese Frage, da der Name Bertha sein innerstes Leben und den einzigen Ankerpunkt seines Daseinsgefühls angerührt hatte; er sah die Frau leuchtend und verklärt an und achtete auch nicht auf deren Worte: „Setzt Euch, Junker, habt Ihr Hunger und Durst? Ach! Ihr seht so leidend und seltsam aus!"

„Bertha!" rief Idan bewegt, „Bertha! O, sagt mir, hat sie meiner noch gedacht, wird sie mich bemitleiden? Zu ihr — zu ihr muß ich mich retten, ihr Herz allein kann mir den Schmerz um den schmählichen Tod von Vater und Mutter, das Dasein erträglich machen und

mir Lebensmuth geben. Erquickt mich durch die Gewißheit, daß sie mich nicht vergessen hat."

„O, das hat sie nicht!" erwiderte die Frau; „ich weiß, wie sie mit dankbarem Herzen an Euch hing, wie sie mir noch vor zwei Monaten, als ich in Westhusen war, mit heimlicher Lust erzählte, daß Ihr sie hättet viele Male durch Boten grüßen lassen, ihr köstliche Geschenke gesandt und wie sie sich sehne, Euch einmal wieder zu sehen. Ja, Junker, ich weiß, daß sie Euch die Rettung des Lebens weit herzlicher, als durch Worte danken möchte, daß sie sich mit dem stillen Wunsche trägt, Euch zum alleinigen Herrn über ihr Leben zu machen. — Dieser stille Gedanke hat sie von anderen Jünglingen verscheucht, hat ihr Gefühl edel gemacht, ihre Mädchensitte behütet; jetzt ist sie eine schöne Jungfrau von neunzehn Jahren, ein Muster von Fleiß und Tugend — ach! ich mag nicht daran denken, was sie gelitten hat um Euer Schicksal!"

„Laß das," fiel der Müller ein, als er bemerkte, wie des jungen Mannes Haltung in eine schmerzliche Aufregung gerathen war. „Lasset uns berathen, was ich für Eure Sicherheit thun kann. Wenn die herzoglichen Knechte Euch suchen, so seid Ihr hier nicht geborgen und auch die Landstraßen sind Euer Weg nicht. Soll ich Euch über die Leine setzen und wollt Ihr den Weg gegen Hessen einschlagen?"

„Nein, nein, nach Westhusen will ich — dort muß ich noch einmal Bertha's Blick, ihre Theilnahme empfinden; als gemeiner Knecht will ich ihrem Vater dienen, wenn er mir gestattet, ihren Trost zu empfangen. Weiset er den armen Knecht von sich, verweigert er ihm die Nähe

seiner Tochter, dann bin ich heimathlos auf dieser Welt, dann kehre ich an die Särge meiner Eltern zurück, um dort zu sterben."

„Um Gotteswillen, Junker!" rief die Frau, „lasset solche finstere Gedanken fahren; Herr Hans von Waake ist ein Ehrenmann, bieder und fest; er wird den Retter seines Kindes nicht verlassen und darauf bedacht sein, Euer Retter zu werden. Mein Mann soll Euch hinbringen, in Westhusen wird Euch Keiner suchen."

„Ich will's gern," sagte der Mann, „aber das müßte noch in dieser Nacht geschehen."

„Nimm das Schiff, das der Stadtfischer hier an der Mühle liegen hat — fahre stromaufwärts, man wird Euch für Fischer halten, die des Nachts die Netze ausziehen."

Idan ergriff diesen Vorschlag der Frau so lebhaft, daß der Müller, der noch einige Bedenken hatte, gegen die Abweisung derselben durch die Ueberredung seiner Frau nicht aufkommen konnte. „So sei es denn," sagte er endlich entschlossen, „ich thue ein gutes Werk und dabei werden wir kein Unglück haben. Aber die Fahrt gegen den Strom wird lange dauern und ermüden; Ihr müßt tüchtig mit arbeiten. Wir können bis an die Bewer fahren, dann geht Ihr über Geisleden weiter und seid bei guter Zeit morgen in Westhusen an der Lutter."

Man redete noch weiter über die nächtige Wasserfahrt und Idan drängte so unruhig zum Aufbruch, daß der Müller hinausging, den Fischerkahn losmachte, zwei Ruderstangen aus dem Schoppen im Garten holte und, mit kräftigen Wasserstiefeln angethan, in die Stube zurückkehrte, um seine Bereitschaft anzuzeigen. Die Frau hatte

nicht geruhet, da der Junker alles Essen nnd Trinken verschmähete, ihm eine Tasche mit Proviant aufzudrängen und sie begleitete Mann und Schützling an das Leineufer, ermuthigte den letzteren durch die Gewißheit eines guten Empfanges, ermahnte den Mann zur Vorsicht und sah mit unruhigem Herzen und besten Segenswünschen den Kahn vom Ufer abstoßen. Wie ein gespenstischer Schatten glitt er auf der Wasserfläche dahin und verschwand bald in der Dunkelheit.

Der Müller und Idan stießen unermüdet die Ruderstangen in den Grund der Leine und drängten den Kahn schnell dem ruhig und langsam strömenden Wasser entgegen. Einige Male legten sie am Ufer an, um kurze Rast zu halten, dann arbeiteten sie um so kräftiger weiter. Es wurde am Osthimmel hell, als sie am Einflusse der Bewer anlangten. Hier trennte sich Idan vom Müller, dankte ihm, sah ihm nach, wie jener sich vom Strome abwärts treiben ließ, knieete dann nieder gegen den Osthimmel gekehrt, und rief Gott an, ihm eine neue Heimath zu gewähren, ihm das Herz der Mutter zu ersetzen. Jetzt machte er sich auf den Weg nach Westhusen. Der Tag war angebrochen, Arbeiter zogen auf die Felder, um zu graben, Viehheerden trieben auf die Weiden. Niemand achtete auf den jungen Landmann. Von Heiligenstadt her ritten auf der Straße in einiger Ferne Reisige vorüber, aber sie beachteten den Wanderer nicht, der sich eben dem Dorfe näherte.

Am Ufer der Lutter, etwas abgelegen von den übrigen Häusern, deren Strohdächer aus den hohen, noch blätterlosen Zweigen vieler Erlen hervortraten, befand sich ein

Hof, mit niedriger Steinmauer umgeben; Pappeln und Linden halfen diese Wohnstätte umschließen und ein freundliches, niedriges Haus, über dessen Giebel ein Taubenzug kreis'te, hob sich in der Mitte des Hofes über die Ringmauer; ein Hund kläffte bei Idans Erscheinen am Thorgitter. Zwei Knechte waren auf dem Hofe beschäftigt, Pferde vor einen Leiterwagen zu spannen; eine Magd trat singend aus der Thür des Stallgebäudes, einen Eimer mit Milch tragend.

Der Hofhund sprang gegen das verschlossene Gitterthor, um dem Fremdlinge den Eingang streitig zu machen; einer der Knechte rief: „Hussan! Still! Was hast Du da?“ Der Blick des Knechtes fiel auf das Gitterthor und bemerkte den jungen Landmann.

„Wohnt Herr Hans von Waake hier?“ fragte dieser.

„Ja — schiebt den Holzriegel nur auf; der Herr ist eben in den Pferdestall gegangen.

Der Hund aber sah kaum, daß der Fremde Hand an den Riegel legte, als er wüthend sich am Gitter erhob und heftig bellte. Idan zögerte, da er nicht einmal einen Stecken zur Abwehr hatte; die rohen Knechte lachten. Da erschien in der offenen Thür des Hauses eine jugendliche, weibliche Gestalt, hoch, schlank, ein sauberes, ländliches Kleid, eine weiße Schürze mit Brustlatz tragend, das Haar in Flechten niederhängend, als sei sie eben am Aufbinden unterbrochen worden. „Hussan!“ rief ihre lieblich tönende Stimme, „schäme Dich!“ und das eifrige Thier setzte in einigen langen Sprüngen nach der Hausthür, wollte die Hand des Mädchens liebkosen, schmiegte aber mit bittender Geberde an den Boden, als die

Mädchenhand seine schmeichelnde Schnautze zurückschlug und sie unwillig auf ihn herabblickte. Während die milde Gewalt der Mädchenerscheinung das große, aber noch zähnefletschende und bellende Thier beherrschte und zum Schweigen und unterwürfigen Wedeln am Boden zwang, stand Idan regungslos und stumm, die Augen auf das Mädchen geheftet, die heißen Wangen mit Röthe bedeckt, selbstvergessen und mit niedergesunkenen Händen am Gitter draußen. Schmerz und Seligkeit durchrieselten seine Seele — die Gestalt Bertha's, wie er sie seit fast fünf Jahren in seiner Phantasie heilig bewahrt hatte, stand in vollendeter Jungfrauenreife, schön und entfaltet vor ihm. Sie erschien ihm wie ein Engel des Friedens, der, wie sie das gegen ihn wüthende Thier, daß ihm den Eintritt in seine ersehnte Heimath streitig machen wollte, unter ihrer Hand zur Ruhe zwang, auch das Schicksal zum Verstummen bringen werde, das gegen ihn wüthete und ihn von seiner Heimath verscheuchte. Er war so versunken in den Anblick dieses Engels, der wie eine Lichtgestalt vor dem finsteren Hintergrunde seines entsetzlichen Schicksals aufgetaucht war, daß er das Herannahen des einen Knechtes nicht beachtete, der plötzlich am Thore rief: „Nun, Du Hase, kannst Du nicht den Hund vertragen?" dann mit roher Hand den Holzriegel aufwarf und den Thorflügel öffnete, weniger um dem draußen Harrenden den Eingang zu zeigen, als den Weg für den Wagen zu öffnen, der bereits gegen das Thor rollte und dem beide Knechte folgten.

Kaum hatte der Hund gesehen, daß der Fremde mit zögerndem Schritte eintrat, als er von Neuem auffahren

und gegen den scheuen und durch sein unsicheres Benehmen die Wachsamkeit des Thieres reizenden Eindringling anzuspringen drohte, aber sofort bei dem warnend erhobenen Finger des Mädchens sich auf den Bauch niederdrückte, sich ruhig am Ohre gegen einen, mit einer herabhängenden Kette versehenen Wandpfeiler führen und daran befestigen ließ, dann der schnell in das Haus zurückeilenden Beherrscherin nachspähete, einen verdrießlichen Blick auf den jungen Landmann warf und knurrend hinter ein angelehntes Brett kroch.

Idans Herz klopfte — er hatte die neue Heimath betreten, die er suchte, er war durch die Erscheinung eines Friedensboten begrüßt, der symbolisch den Widersacher und drohenden Gegner seines Eintrittes mit sanfter Hand festgekettet hatte. „O! mein Gott!“ seufzte er, um der bedrückten Brust Luft zu machen. „Mutter! Unglückliche Mutter! Einst warest Du besorgt, daß ich mein Geschlecht vergeben möchte, wenn meine Gedanken mich hierher führten und eine Stätte in Bertha's Herzen suchten — o! ein Bettler, ein Namenloser komme ich jetzt hierher, Gnade von dem Herzen erflehend, das ich für stark genug in Liebe halte, um mein Elend mit mir zu theilen! Ein Verwaister suche ich Mitleid, Erbarmen. Ha! entsetzliches Loos! — Nein, nein, Liebe, Liebe habe ich nöthig — meine Mutter ist todt — ich muß einen festen Ankergrund für mein unstätes Dasein haben — Bertha! O, Bertha, Dich hätte ich mir zum Ersatze des Mutterherzens nach Hardegsen geholt, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, mein Geschlecht zu erhalten!“

Im Auffluthen dieser Gedanken und Gefühle hatte

Idan, fortgerissen vom Schmerze, die Hände über die Augen gelegt und sich mit der Geberde eines Zusammenbrechenden, rückwärts übergebeugt.

„Was treibst Du da?“ erscholl eine männliche Stimme. Idan lüftete, erschrocken im Traume seiner inneren Welt den kalten Ruf der Wirklichkeit vernehmend, die Augen und sah aus der Pforte des Pferdestalles die hohe, kräftige Gestalt eines Mannes treten, der mit seinem festen, ernsten aber Zutrauen erweckenden, von einem langen grauen Barte umflossenen Gesichte auf ihn zuging. Er mochte ein Sechziger an Jahren sein; seine Haltung, die gebräunte Haut, die starken Arme verriethen eine schwere Arbeit. Idan erkannte im großen, ehrlichen Auge des Mannes eine Aehnlichkeit mit dem Blicke, den einst Bertha, als sie dankbar mit ihm im Garten der Maschmühle gewandelt war, tief in seine Seele geworfen hatte; das machte ihn muthig und vertrauensvoll.

„Seid Ihr Herr Hans von Waake?“ fragte er den völlig herangekommenen Mann, der die Kleidung eines wohlhabenden Ackerbauers trug.

„Was begehrst Du, mein junger Freund? Bist Du nicht der Bartel aus der Schäferei zum Kloster Bodenstein?“

„Ich bin ein Bettler, eine Waise; noch vor wenig Tagen hatte ich Heimath, Vater, Mutter; — der Herzog hat mir Alles genommen!“

Der Mann horchte auf, seine Miene wurde gespannt, erhitzt, wehmüthig. „Der Herzog hat Euch Leid gethan? Da seid Ihr der Einzige nicht; — tröstet Euch mit Rittern und Bürgern; ach! indem wir jetzt darüber sprechen, hat

er vielleicht noch Schlimmeres verübt; — wenn es Euch trösten kann, von Anderen gleiches Unglück zu hören, so laßt Euch sagen, daß er in dem Osterfeste die ganze Familie der Edlen von Rostorf vernichtet hat — so erzählte man vorgestern in der Gegend."

„Ist das Alles, was Ihr mir geben mögt?" fragte Idan traurig.

„Ei, daß ich Euch doch nicht ohne Erquickung und Zehrpfennig vom Hofe ließe; schon, wenn ich kein mitleidiges und nur ein rachsüchtiges Herz hätte, aus dem Grunde, weil Ihr durch den Feind aller friedlichen Leute zu Schaden gekommen seid; — schon der Rostorfer wegen."

„Kennt Ihr die Rostorfer?"

„Nein, aber ich bin dem einen der Söhne zeitlebens verpflichtet; — Gott! Ich mag nicht daran denken, daß er so hat enden müssen!"

„Ich komme aus der Gegend, ich floh vor dem Herzoge!"

„Ihr kommt von Hardegsen? Da seid Ihr einer der unglücklichen Untersassen, denen der Herzog Haus und Kirche abgebrannt hat? Erzählet mir, wißt Ihr nicht, ob ein Junker Idan von Rostorf gefangen oder gefallen ist?"

„Er irret umher, er hat Vater, Mutter und alle seine Habe verloren — ach!"

„Ihr sagt das so bewegt, als ob Ihr den Junker genau gekannt hättet; erzählet mir Alles was Ihr davon wißt. Armer, braver Junker! Gott sei mit Dir — könnte ich Dir doch helfen! Doch kommt dort unter die Linde

auf die Bank, Ihr seht müde aus; — erzählt mir, was Ihr in Wahrheit wißt, von Eurem Unglück, von der Belagerung der Burg Hardegsen, aber zuerst von dem Junker Idan; — Gott, barmherziger Gott, er irrt umher ohne Heimath?“

Die kräftige Hand des Mannes, durch die unverkennbare Gemüthsbewegung desselben noch in der Heftigkeit des Griffes verstärkt, faßte den Jüngling am Arme und zog ihn mit sich nach der bezeichneten Steinbank unter der Linde. „Ihr seid wol gar einer von den Vertheidigern der Burg? Euer Anstand verräth, daß Ihr mit Waffen umzugehen gewohnt seid; — erzählt mir Alles; die Fehde des Quaden hat das ganze Land in Bewegung gesetzt und mein Herz hat dabei für die Rostorfer mitgekämpft, denn so oft ich den Namen höre, regt sich ein mächtiges Gefühl in meiner Brust.“

„Ihr werdet ihn niemals wieder hören — der Herzog hat ihn vertilgt.“

„Aber der jüngste Junker lebt ja noch, sagtet Ihr so eben. — Setzt Euch, erzählt!“ Er schlug mit den Händen zusammen, daß der Schall von den Mauern des Hofes zurückgeworfen wurde und der Hund, so weit es seine Kette erlaubte, einen Sprung hinter dem Brette hervortrat. „Heda, Berthchen!“ rief der Mann laut, und fuhr gegen den Begleiter fort: „Die unglücklichen Eltern! — Aber so setzt Euch doch! Wonach horcht und spähet Ihr? Hier in Westhusen seid Ihr sicher, wenn Ihr ein flüchtiger Rostorfer Knappe seid. — Schreckliches Unglück; einen Brudermörder zum Sohne und dafür mit Leben und Gut büßen!“

In der Hausthür erschien die Gerufene; Idan sprang auf und starrte auf die Jungfrau.

„Bringe Brot, Käse und Bier!“ rief der Vater, „es ist ein Armer hier!“ Das Mädchen verschwand im Hause, Idan setzte sich auf den Wink des Mannes nieder und sah sinnend zu Boden.

„Nun erzählt — wie ist's gekommen? Ist das Schloß abgebrannt? Ist der Brudermörder zu seinem gerechten Lohne gelangt? Ist der alte Ritter Ludwig im Kampfe gefallen? Weiß man nicht, wohin der jüngste Sohn entflohen ist?“

Der Frager wartete auf Antwort, da diese aber nicht erfolgte und Idan zerstreut und selbstvergessen niederblickte, rief der Mann: „Nun, müßt Ihr Euch erst besinnen?“

„Habt Ihr mich um etwas gefragt?“ versetzte der Jüngling aufschreckend.

„Was ist Euch denn? Ihr habt doch keinen Vorwand ersonnen, um mich zu täuschen? Ich weiß auch Manches von der Familie Rostorf — nun erzählt.“

„Ihr kennt sie?“ fragte Idan lebhaft, „wie seid Ihr dazu gekommen?“

„Ich habe Euch schon gesagt, daß mich Dankgefühl an den Namen knüpft; — ja, ja, junger Mann, ewiger Dank und ich bin innerlich heftig bewegt über das Schicksal des jüngsten Sohnes; darum belügt mich nicht, um mein Mitleid zu reizen. Doch wartet, dort kommt meine Tochter — sprecht in ihrer Gegenwart den Namen Rostorf nicht aus, sie soll das Schicksal nicht erfahren, hat schon genug von der Belagerung gehört und viel geweint!“

„Geweint? Eure Tochter geweint?"

„Ja — ich will Euch nur sagen, daß der Junker Idan von Rostorf vor Jahren meiner Tochter das Leben gerettet hat; — nun schweigt, sie kommt; sagt ihr nicht, daß Ihr von Hardegsen flüchtig seid."

Der Jüngling hatte diese Worte nicht gehört, war mit leidenschaftlichem Blicke auf die mit einem Körbchen und einer Trinkkanne näher kommende Jungfrau, und mit glühenden Wangen aufgesprungen und unsicher einige Schritte seitwärts getreten.

Bertha erschien; ihr schönes, von Luft und Sonne erfrischtes Gesicht verrieth zwar den natürlichen Charakter ihres ländlichen, offenen Gemüthslebens, aber in den großen, weichen Augen lag eine tiefe, leidende Sehnsucht und den kleinen Mund umlagerte ein verschwiegener Ernst. Sie blickte den jungen Landmann nur flüchtig an, setzte Körbchen und Trinkkanne auf die Steinbank, wendete sich abermals gegen den Fremdling, der ihre Aufmerksamkeit durch seine Unruhe und seltsame Geberde fesselte, sie stutzte, schwankte, griff unwillkürlich auf die beklommene Brust und sah den aufspringenden Vater, der besorgt zu ihr trat, mit verwirrtem Blicke an. „Er ist's! Er ist's!" rief sie, in des Vaters Arm taumelnd, „o, mein Gott!"

„Wer? Dieser? Wer ist er?" fragte Hans von Waake, bestürzt Tochter und Jüngling anblickend, der mit schmerzlichem Tone rief:

„Ein Bettler ist's — ein heimathloser Flüchtling, ein Verwaister, der hier eine Stätte sucht!"

„Idan! Barmherziger Gott, Idan!" weinte Bertha, sich vom Vater losreißend und mit schüchterner Geberde

den Jüngling erwartend, welcher die Arme gegen sie ausstreckte, um sie an seine Brust zu schließen, plötzlich aber zuckte, muthlos zusammenbrach, sich vor ihr niederwarf, mit ihren Händen sein Gesicht bedeckte und mit furchtbarem Schmerze ausrief: „Verstoße den Bettler nicht, den Heimathlosen nicht! Bei Dir allein finde ich neuen Muth zu leben!“

Bertha's verzweiflungsvoller Blick, von Thränen glänzend, den sie hülfesuchend auf den bestürzten Vater warf, mußte ihre Unfähigkeit zum Sprechen ersetzen. Hans von Waake hob der Jüngling von der Erde auf, sah ihn voll Liebe, Dankbarkeit und Wehmuth an, zwang sich selbst, muthig und freudig zu erscheinen und sprach: „Ihr seid der Junker Idan von Rostorf? Ihr seid hier kein Heimathloser mehr, da Ihr in unseren Herzen wohnt! Euch danke ich es, daß ich meine Tochter besitze; Ihr habt mich reich an Glück gemacht, Ihr habt das erste Recht, dieses Glück mit mir zu theilen, wie ich die Pflicht, Euer Unglück mit Euch zu tragen. — Ich bin ein armer Edelmann, aber was ich Euch nicht an Gütern geben kann, das soll Euch an Schutz, Liebe und Dank werden. Bleibet bei mir, bis es Euch gelungen ist, des Herzogs Zorn zu besänftigen.“

Bertha hatte diese Worte des Vaters mit glückselig leuchtender Miene vernommen und den horchenden Jüngling, der immer noch ihre Hände festhielt, als klammere sich sein schiffbrüchiges Leben an diesen einzigen Rettungspunkt, mit Ermuthigung angeblickt; aus ihrem Blicke strahlte ihm die Gewißheit entgegen, daß sie ihn liebe und in ihrem Herzen Heimath und neues Glück anbiete, daß sie entschlossen sei, ihr eigenes Leben dem einstigen

Retter zu widmen. Er legte die Hände auf ihre Wangen, sah sie Blick in Blick und mit heißem Athmen in die Augen und flüsterte, sich tief in ihre Seele hineinträumend: „Nichts habe ich mehr auf dieser Welt als Dich — rette mich aus den Fluthen des Schicksals!“ Und Bertha sank selbstvergessen an seine Brust, um mit Thränen zu antworten, daß sie ihn in ihr Leben unwiderruflich aufgenommen habe.

„Tretet in mein Haus, Junker,“ sprach Hans von Waake; „Ihr bleibet hier; daß Ihr mein Kind liebt und wieder geliebt seid, habe ich seit Jahren gewußt; Eure Grüße und Geschenke an Bertha haben mich oft mit Sorge erfüllt, da ich wußte, daß Euer vornehmer Stand unverträglich mit Eurer Liebe sei und doch meines Kindes Herzensruhe zerstört war. Jetzt seid Ihr mir weniger fremd in Stand und Reichthum; das Unglück hat Euch mir und meinem Kinde näher gebracht. Ich bin ein armer Edelmann, mein ganzer Besitz ist dieser Hof und einige Felder, worauf ich säe, arbeite und erndte — wollt Ihr es mit mir theilen, so helft mir bei der Arbeit.“

„Ja, das will ich,“ rief Idan begeistert; „ein Landmann will ich werden, arbeiten will ich für Euch und Bertha! — Gott sei gelobt; er hat mir eine neue Heimath, neue Liebe, er hat mir Herzen gegeben, die mir die verlorenen Eltern ersetzen! Mich hat Liebe hierher getrieben und Liebe hat mich aufgenommen. Euer Sohn bin ich fortan! — Bertha, Dir danke ich mein Leben, ich will es Dir widmen und durch Arbeit Deine Liebe lohnen; das Geschlecht der Rostorfer ist vertilgt, laß' mich Deinen Namen führen!“

Bertha schritt glücklich an Idans Hand und vom Vater begleitet, in das Haus. Sie traten in ein einfaches, sauberes Gemach ein, wo an der Wand ein rostiges Schwert, ein Speer, eine Armbrust und ein Jagdmesser hingen und am Fenster sorgfältig gepflegte Blumen standen.

„Wo ist die Mutter?" fragte Hans von Waake.

„Sie ist in der Milchstube," versetzte Bertha.

„Bleibe, ich will sie selber holen!" sprach der Vater und ging hinaus.

Beide Liebenden standen sich ohne Zeugen gegenüber; beiderseitig im Anschauen verloren sanken sie sich in die Arme, wortlos redeten ihre Seelen miteinander vom gemeinsamen Glücke der Zukunft.

Frau von Waake, welche mit erregter Miene in des Mannes Begleitung hereintrat, war eine kräftige, große Frau, der man ansah, daß sie schwer und fleißig arbeitete. Sie begrüßte den Jüngling mit einer sichtbaren Scheu und Ehrerbietung, nannte ihn Herr Junker, dankte ihm für die Rettung der Tochter, beklagte sein Schicksal und bekam Thränen in die Augen.

„Beklaget mich nicht," sprach Idan, „seid meine Mutter — nennt mich Sohn — segnet mich und Bertha."

Jetzt schloß sie die Tochter an die Brust und sprach: „Kind, liebes Kind! Wenn Dich Gott bestimmt hat, eines guten Menschen Engel in hartem Unglück zu sein, so kann es Dir nur wohlergehen." Und zu Idan gekehrt fuhr sie fort: „Herr, es ist ein schuldlos Mädchen, es ist unser einziges Glück — achtet es dafür. Wir sind es Eurer edlen That und Eurem Schicksal schuldig, Euch zu ehren,

aber es ist Eure Pflicht, unseres Hauses bescheidenes Glück zu bewahren und unsere Sorge zu theilen."

In dieser Weise war Idan in das Asyl seiner neuen Heimath eingetreten, vom liebenden Herzen der Jungfrau aufgenommen, von ehrlichen braven Eltern empfangen. Er erzählte nun sein Schicksal ausführlich, und die Liebe und Achtung für ihn wuchs mit der Theilnahme und Bewunderung, welche seine Erlebnisse erweckten. Er galt im Hause und vor den Leuten als ein Verwandter der kleinen Familie, lernte von Hans von Waake den Garten- und Feldbau, grub und pflanzte, wurde ein Landmann und war gelehrig und froh im Anblicke und heimlichen Liebeskusse Bertha's. Wenn er von der Arbeit heimkehrte, harrte Bertha auf ihn, um ihn mit kühler Milch, einer frischen Frucht und einem glücklichen Lächeln zu erquicken; Abends saßen sie im Garten unter den Linden, vom Rauschen der nahen Mühle, dem Zwitschern der Vögel und dem Dufte der Wiese an die süße Landeinsamkeit gemahnt, und die Eltern erfreuten sich am Liebesglücke der jungen Herzen. In einem solchen Augenblicke rief einst Idan aus: „O! was ist die Herrlichkeit der Welt gegen das befriedigte Herz, den Genuß der Arbeit, die Heimath der Liebe! Ich habe nichts verloren; o! wenn meine Eltern auf mich herabblicken können, so werden sie den Sohn segnen und aus dieses Mädchens Blicke zu mir sagen: „Idan, wir haben keinen Schmerz mehr um Dich!"

Dieses Idyll der glücklichen, von stiller Natur umschlossenen Abgeschiedenheit, die in den engsten Grenzen des Daseins die höchsten Güter des Lebens vereinigte, konnte aber nicht lange ohne Anknüpfungen mit der äußeren

Welt bleiben. Der befreundete Müller der Maschmühle war bereits mit seiner Frau zum Besuche in Westhusen gewesen und hatte berichtet, daß der Vogt Heinrich Kiphut den adligen Hof der Rostorfer in Göttingen gewaltsam dem Rathe abgenommen habe und die Bürger darüber in eine sehr feindselige Stimmung gerathen seien; daß der Brudermörder Christoph vom Herzoge begnadigt und in seinen Diensten nach Wolfenbüttel gesandt sei; daß ferner Idan als ein in das Ausland gegangener Flüchtling betrachtet und vergessen und der Herzog in den Kirchenbann gethan sei. So war der Sommer bereits bis zur Erndtezeit für die Glücklichen in der stillen Verborgenheit zu Westhusen verstrichen; es kam der October, als der Maschmüller wieder kam, wie er alljährlich zu thun pflegte, um von dem Weine, welchen Hans von Waake bauete, seine gewohnten Trauben zu holen. Er brachte abermals mancherlei Nachrichten mit, namentlich, daß Herzog Otto bis jetzt auf Hardegsen und dem Bollrutz gewohnt und durch seine Gegenwart die üble Stimmung im Lande einzuschüchtern gesucht habe, daß er nach Wolfenbüttel aufgebrochen sei und der Kiphut ein strenges Regiment führe. Auch erzählte der Müller, daß der Göttinger Brauherr Helmold einige Male auf der Maschmühle gewesen sei, um zu erfahren, wo der Junker Idan lebe und was aus ihm seit dem Abend, wo er und der Gildemeister Tile Freitag ihn auf den Weg nach der Leine begleitet hätten, geworden sei; er, der Müller, habe es nicht verrathen mögen, da er nicht die Sicherheit des Junkers auf's Spiel habe setzen wollen; vorgestern aber sei der Brauherr wieder gekommen und habe verlangt, daß man ihm

den Aufenthalt des Junkers entdecken solle, damit man ihm eine gute Nachricht mittheilen könne.

Idan, an die Theilnahme denkend, die er im Hause Helmolds gefunden hatte, fühlte die Undankbarkeit, deren ein, in Liebe und Gegenwart befriedigtes Gemüth so leicht durch Vergessenheit früherer Noth und Hülfe sich schuldig macht, und trug dem Müller auf, den Göttinger Brauherrn von seiner neuen Heimath zu benachrichtigen und ihn wegen seines Schweigens zu entschuldigen.

So geschah es, daß eines Abends, als bereits die kalte Novemberluft die kleine, friedliche Familie in das Stübchen bannte, ein Reiter vor dem Gitterthore des Hofes hielt, und der Hund an der Kette heftig anschlug. Ein Knecht öffnete das Thor und Idan rief, am Fenster lauschend: „Das ist Helmold — was wird er mir bringen!“

Er eilte hinaus, um den Freund in die Arme zu schließen und in das Haus zu führen, wo Hans von Waake erschien und den Fremden bewillkommnete. Helmold betrachtete das bescheidene Glück dieses Hauses mit gerührten Empfindungen, träumte sich beim Anblicke der Liebenden in sein eigenes Schicksal vor zehn Jahren zurück, wo er sich im Besitze Gertrudens reicher fühlte, als alle Welt, und sprach: „Lieber Junker, es wird mir, nachdem ich Euch hier in einer Heimath treffe, die nächst dem Mutterherzen die einzig wahre und natürliche ist, schwer, Euch den Zweck meiner Reise zu Euch mitzutheilen; ich bin nicht gekommen, um ein Glück zu stören, das ferne von dem Treiben der Welt am Schönsten gedeiht, wie das Veilchen in der Waldeinsamkeit, aber ich meinte es gut,

wenn ich bedacht war, Euch die Freiheit im Lande und einen Theil Eures Erbes zu erringen."

„Ich danke Euch, Freund," versetzte Idan; „seht diese Jungfrau an, seht meine Hände und überzeugt Euch, daß ich reich bin und in fleißiger Arbeit mein Glück verdiene. Einst, als ich im Reichthume meiner Eltern müssig lebte, unverdient Liebe und Leben genoß, da wähnte ich mich glücklich und meine Tugend war Gehorsam und Dank. Ich war ein Kind und kannte keine andere Pflichten. Der Kampf um meine Heimath, der Anblick meiner todten Eltern hat mich aus meiner Kindheit getrieben und zum Manne gemacht. — Wäre es mir gelungen, meinen Eltern die Burg durch Tapferkeit und Ausdauer zu retten, so hätte ich ein Recht gehabt, ihren Reichthum zu theilen und mich der angeerbten Heimath zu erfreuen; aber ich ward ein Bettler, eine verfolgte Waise, ich floh hierher an das Herz, das mir, schon im Anblicke der Eltern, als eine neue, selige Heimath erschien und mich träumerisch anzog; — dieses Herz hat mich aufgenommen, ich ward neu für das Leben geboren, ich fühlte, daß ich es verdienen müsse — ich lernte arbeiten, den Lohn der Arbeit kennen; ich empfand den Stolz, den Blick der Liebe durch Arbeit für die Geliebte verdient zu haben. Das ist mein Glück, Herr Helmold, darin laßt mich beharren; — das höchste Glück der liebenden Herzen verachtet Ehre und Gut der Welt!"

„Und Eure Zukunft?" fragte Helmold vorsichtig, mit einem Seitenblicke auf Hans von Waake.

„Meine Zukunft?" wiederholte Idan; „diese edle Jungfrau zu meinem Weibe zu machen, wenn wir durch Arbeit

genug für unsere bescheidenen Bedürfnisse haben werden — das ist mein Loos."

Helmold verfolgte den Vater des Mädchens, der die Arme kreuzte, düster niedersah und durch die Stube schritt, mit festem Blicke. Als jener zurückkehrte, vor Idan stehen blieb, die Hand auf dessen Schulter legte und ihm herzlich in die Augen sah, begann Helmold dreister: „Erlaubt mir die Frage, Herr von Waake: wie groß ist Eure Wirthschaft? Habt Ihr viel Land und Vieh?"

„Lieber Idan," sprach Hans von Waake, „es ist gut, wenn wir über die Zukunft auch einmal mit dem kalten Verstande reden. — Herr Helmold ist ein Geschäftsmann, und ich habe seine Frage verstanden." Und zum Brauherrn gekehrt fuhr er fort: „Lieber Herr, Ihr habt einen Gegenstand angerührt, den ich schon oft im Stillen durch meinen Kopf geworfen habe und der nicht heraus wollte, wenn ich den fleißigen Idan, die glücklichen Augen meiner Tochter ansah. Mein Hof ist klein und bringt nur eben ein, was wir gebrauchen, wenn wir fleißig und bescheiden sind; werden dereinst der Menschen mehr, so reicht es nicht aus. Da habe ich gedacht, diesen Hof zu verkaufen, eine Summe Geld zu leihen und in einer besseren Gegend ein größeres, ergiebigeres Landstück zu erwerben, das uns Alle ernährt und noch etwas erübrigt für die Familie. Aber wo findet Idan die Sicherheit wie hier? Auch bin ich zu mittellos, um Geld zu borgen und meine Freunde haben es nicht."

Idan hatte mit unruhigen, horchenden Augen und gerötheten Wangen jedes Wort des Vaters erhascht und als er bemerkte, daß Bertha den Blick zu Boden schlug und

die feuchten Augen schnell an der Schulter der ernst gewordenen Mutter bergen wollte, folgte er ihr, faltete die Hände auf ihrer Brust und sprach flehend: „Fürchte Dich nicht, meine Einziggeliebte — Gott hat uns nicht im Herzen so selig gemacht, um uns durch das Leben zu peinigen. — O! hätte ich doch nur einen einzigen Edelstein aus dem Schmucke meiner Mutter — doch nein, wir gebrauchen ihn nicht!“

Es war das erste Mal, daß Idan seines verlorenen Reichthums gedachte, aber vor Bertha's Blicke schnell in seinem Wunsche verstummte.

„So kann ich mit meinen Plänen, die mich hergeführt haben, ohne Scheu hervortreten,“ sprach Helmold. „Die Theilnahme für den Junker hat sich in der Stadt in gleichem Grade mit der Entrüstung gegen den Herzog gesteigert. Ihr habt viele Freunde in Göttingen und alle alten Streitigkeiten zwischen Euren Vorfahren und der Stadt sind vergessen; man beklagt allgemein den Untergang des Rostorf'schen Geschlechtes. An Geld soll es Euch nicht fehlen — nicht nur die Stadt, sondern auch die edle Herzogin, die über die That und den Bann in Schmerz und Thränen vergeht, und Alles sühnen möchte, was durch die That an Herz und Recht verbrochen ist, wird Euch nicht verlassen. Aber vorerst ist nöthig, Euer Leben zu sichern und den Herzog zu veranlassen, das über Eurem Haupte aufgehängte Schwert zu entfernen. Ihr müßt wissen, daß er, als er Eure Flucht aus Göttingen erfuhr, in zorniger Wuth ausgerufen hat: „Damit es ihm nicht einfalle, sein Geschlecht jemals wieder anzusiedeln und zu verbreiten, so befehle ich allen meinen Amtleuten

und getreuen Unterthanen, einen Jeglichen niederzustoßen oder an den nächsten meiner Vögte abzuliefern, der den Namen Rostorf trägt oder beansprucht, damit mein gegebenes Gelöbniß und Wort erfüllt werde, wonach dieses Geschlecht aufgehört hat zu existiren."

Bertha schreckte so heftig auf, daß sie schluchzend an Idans Brust sank, der zwar nicht erschüttert erschien, aber unwillkürlich nach Bertha gegriffen hatte. Die Mutter sah betroffen ihren Mann an, welcher nachdenkend die Hand in seinen Kinnbart gelegt und den Blick düster auf den Göttinger Bürger geheftet hatte.

Dieser fuhr fort: „Dieser erste Zornbefehl des Herzogs ist zur Zeit nicht so schlimm, als er klingt, und sicher gewesen wäre, wenn Junker Idan in den ersten Wochen nach der Begebenheit in des Herzogs Hände gefallen wäre. Hier in Westhusen, bei Euch, Herr von Waake, hat ihn Niemand gesucht und die Liebe jenes Fräuleins hat ihm das Leben gerettet."

Die Liebenden blickten sich tief in die Augen und Idan rief: „Nenne mich nicht mehr Deinen Retter, Bertha, hörst Du, wie ich Dir mein Leben danke!"

Helmold sprach weiter, ohne durch Idan unterbrochen zu sein: „Der Herzog, welcher seit einigen Wochen wieder in Wolfenbüttel residirt, hat den eingefangenen Christoph von Rostorf begnadigt und an dessen bösem Charakter solches Wohlgefallen gefunden, daß er ihn zu seinem Gesellschafter erkoren hat. Gleiches gesellt sich gern und wenn der Christoph des Herzogs Wort dadurch mit Leichtfertigkeit wahr gemacht hat, daß er auf seinen Geschlechtsnamen für ewige Zeiten verzichtete, so wird er doch in

seinem lieblosen Herzen noch so viel Familienblut verspüren, daß er für seinen jüngeren Bruder die Stimmung des Herzogs günstig lenkt und dem Junker Idan unter einem neuen Geschlechtsnamen den Rücktritt in die Welt vermittelt."

„Nein, nein," fiel Hans von Waake ein, „das geht nicht; wenn der Quade erfährt, wo Idan ist, wird er uns Alle verderben. — Welcher ehrliche Mann trauet diesem Herzoge?"

„Hört mich weiter; so lange der Quade im Bann ist, hat er seine Gemahlin aus der schmählichen Aufsicht des ebenso listigen und grausamen Heinrich Kiphut befreiet, wahrscheinlich weil er erfuhr, wie die edle Frau Alles aufbietet, was den Kirchenfluch vom Gemahl abnehmen könnte, und sein Stolz nicht will, daß sein Vogt die Schritte und Opfer beaufsichtige und kennen lerne, welche jene um die Ehre des Herzogs thut. Der Vogt Kiphut auf Harste ist während des Quaden Abwesenheit auf den Bollrutz gesetzt, um die Stadt durch Furcht zu beherrschen und die Bürger im Zaum zu halten. Nun ja, wir sind aus Klugheit still und bergen unseren Groll bis zu gelegener Zeit in uns. Ich kenne die Herzogin, ich danke ihr den Besitz meines Weibes und meines Hauses höchstes Glück; der Herzog hatte mir und meinem Weibe und anderen bürgerlichen Freunden den Zutritt zu der Herzogin auf dem Schlosse Harste untersagt, jetzt aber, nun sie unbewacht ist, spreche ich sie oft in dem Kloster Nicolausberg, wo sie betet und Messen lesen läßt. Ich brachte das Gespräch auf das Schicksal des tapferen und flüchtigen Junkers Idan; der Müller auf der Maschmühle an=

vertraute mir den Aufenthalt hier zu Westhusen; ich theilte es der edlen Frau mit und sie trieb mich an, Euer Schicksal, Junker, zu prüfen und ihr zu berichten, was sie Euch leisten könne. Ich kann ihr nun melden, wie Ihr glücklich durch eines braven Mädchens Liebe, sicher durch eines biederen Mannes Freundschaft und Schutz, daß Ihr in eine neue Heimath eingetreten, aber ohne freie Welt, ohne Namen seid. Sie wird Euch Geld schicken, wenn es nicht mein Wunsch wäre, daß Ihr es von Euren Göttinger Freunden empfangen möchtet — hier nehmt diese kleine Summe."

Hans von Waake wehrte schnell Helmolds Hand ab, als dieser aus der Gürteltasche ein Beutelchen zog. „Nein," sprach jener entschieden, „wir bedürfen jetzt nicht des Geldes, es würde unsere Ehre, die uns das Bewußtsein fleißiger Arbeit giebt, beschämen und meine Gastfreundschaft zu dem Junker entheiligen. Ich bedarf überhaupt keiner Unterstützung, und wenn ich vorhin an ein Darlehn erinnerte, um ein größeres Landgut zu kaufen, so dachte ich nicht an mich, sondern an die Zeit, wo der Mann meiner Tochter eine eigene Familie gründen müßte. Ich bin noch zu kräftig, um ihn auf mein geringes Erbe zu vertrösten. Wollt Ihr Gutes thun, so helfet dem Junker, daß er durch die Herzogin mit der Zeit die Freiheit seines Lebens erlange, daß er ein eigenes kleines Landgut anbauen und dann mein Kind zum Weibe nehmen könne — jetzt hat er nichts nöthig, denn für vier Menschen reicht unsere Arbeit aus."

Idan, welcher bisher neben Bertha gestanden und in sich selbst versunken war, trat jetzt mit leuchtender Miene

zu Helmold und sprach: „Ich fühle, daß die Liebe die Quelle alles Glücks und aller Kraft des Menschen ist, aber daß die Quelle auch den angebornen Trieb hat, sich in das offene Leben zu ergießen, in die Freiheit der Welt, sich mit anderen Quellen des Lebens zu mischen, welche fremdes Glück aus anderer Menschen Herzen und Händen mit sich führen; nicht in sich selbst kann die Quelle zurückfließen, sie strebt nach dem Tage, der Wiese, der breiten Ebene des Daseins. Eine wahrhaftige Liebe wird in der Verborgenheit zwar ihr heiligstes Glück entfalten, wie die stille Schattenblume, welche am Lieblichsten duftet, wo kein fremder Sinn sie sucht, aber sie fordert im Gefühle ihres Rechtes und ihrer Heiligkeit die Freiheit des Lebens. O Bertha, wir haben es Beide empfunden, wenn wir uns dort auf der Wiese befanden und bang in die Ferne nach den Bergen blickten, oder den Wellen des Leinebaches nachsahen, wie sie hinabflutheten in das Land, um sich mit anderen Gewässern zu einigen und stark und breit durch die Welt zu ziehen; — wir haben es empfunden, daß wir uns nicht hinauswagen durften und uns scheu vor den Blicken der Menschen bergen mußten! — Liebe fordert Freiheit — ach! nur ein wehmüthiges Glück ist sie ohne freie Welt. — O Bertha, Deine Thräne bestätigt mir, daß uns zum vollen Glücke der Herzen das Recht der Freiheit fehlt; nie habe ich es tiefer und wehmüthiger entbehrt, als wenn ich selig in Deine Seele schauete — dann, ach! dann fühlte ich, wie ich, ein geächteter Flüchtling, auch Dein Leben beschränkte und Deine Freiheit an meine enge, bedrohete Welt fesselte! — Diese Liebe, Herr Helmold, macht mich muthig, die Freiheit zu erwerben;

meinen Namen will ich verloren geben, er sei begraben mit meinen theuern Eltern; mein Bruder ist unwürdig, das Geschlecht der Rostorf zu halten, denn er hat das Blut desselben schmählich vergossen und seine Eltern getödtet; — helft mir, Herr Helmold, durch die Milde der Herzogin, daß der Herzog mir einen anderen Namen gebe, und mein Leben sichere — dann helft mir zu einer Scholle Erde, wo ich mein Haus baue, meinen Acker bestelle, mein Weib heimführe und durch meiner Bertha reines Blut ein neues Geschlecht begründe."

Hans von Waake ergriff, während Bertha sich an die Brust der gerührten Mutter legte, des jungen Mannes Hand, sah ihn lange fest, herzlich und wehmüthig an und sprach dann, die Hand auf dessen Haupt legend: „Gott segne Dich — mir ist nicht bange um mein Kind!"

Helmold verließ noch spät in der Nacht den einsamen Hof zu Westhusen, um nach der Stadt zurückzureiten. Bei Heiligenstadt hatte er zwei seiner Knechte, die bis hier seine Begleitung gewesen waren, zurückgelassen; sie wußten nur, daß ihr Herr eine Geschäftsreise mache. Sie warteten in der Herberge auf ihn und brachen nach kurzer Ruhe bei Tagesanbruch mit ihm auf. Etwas unterhalb der Stadt, bei der Pfaffenlinde, wo sich die Bewer in die Leine ergießt, trafen sie mit einem Mönche zusammen, der des Weges von Göttingen kam. Helmold kannte ihn, denn er war ein Baarfüßler aus dem Franziskanerkloster der Stadt.

„Wohin so früh?" redete Helmold ihn an.

„Ei, seid Ihr's, Herr? — Ich gehe auf's Terminiren aus und Ihr seid wol gestern Abend nicht daheim gewesen?"

„Was giebt es denn in der Stadt?“

„Der Bürgermeister ist gestern Abend um acht Uhr vom Schlage getroffen; es ist viel Unruhe in der Stadt; Eure Gilde wird heute Mittag auch wol zusammen kommen; Gott geleite Euch!“

Damit ging der Mönch vorüber; Helmold trieb sein Pferd zu größerer Eile an.

Diese Nachricht lenkte die stillen Gedanken des Brauherrn zeitweise von Idan und dem stillen Familienglück, das er zu Westhusen verlassen hatte, ab. Die Wahl eines neuen Bürgermeisters war unter den jetzigen Umständen und bei der obwaltenden Stimmung in der Stadt eine wichtige Sache, denn da die Spannung zwischen Herzog und Bürgerschaft irgend ein gewaltsames Zerreißen des künstlich durch Furcht, Eigennutz und Klugheit erhaltenen Landfriedens vorhersehen ließ, so mußte die Wahl eines friedlichen oder streitlustigen Mannes an die Spitze des Rathes und der Bürgerschaft eine Handlung werden, die dem Herzoge in Wolfenbüttel verrieth, daß die Stadt entweder gutes Einvernehmen wünsche, oder sich vor dem Landesherrn nicht fürchte.

Helmolds stille Gedanken kehrten aber auch zu Idan zurück. Er war von Westhusen mit der Verabredung geschieden, mit der Herzogin zu überlegen, auf welche Weise dem Herzoge die Verzeihung des Junkers abzugewinnen sei. Daß es durch den älteren Bruder Christoph geschehen müsse, schien ihm vorläufig der natürlichste und unverdächtigste Weg.

Die Hoffnung auf eine baldige Gelegenheit, durch irgend einen vertrauenswerthen Menschen den Christoph

zu gewinnen, wurde nicht so schnell erfüllt; es schien den Winter hindurch jeder Verkehr zwischen Harste und Wolfenbüttel aufgehoben zu sein; das Ereigniß mit Wansleben im Anfange Aprils, die Nachwirkung des Bannstrahles, die Fehde zu Gunsten des Grafen von Nassau hatten des Herzogs Stimmung in einem so hohen Grade für jede mildere Gesinnung und nun gar für eine Gnadenbezeugung so unzugänglich gemacht, daß Margarethe nicht gewagt hätte, irgend einen vermittelnden Schritt bei dem Herzoge zu veranlassen; mitten in ihrem eigenen Schmerze sann sie doch über Idans Schicksal nach, dem sie durch Helmold anbieten ließ, in Hessen oder Thüringen ein Landgut zu kaufen und dort in Frieden den Verlust seines Namens und Erbes und das geschehene Unrecht zu verschmerzen. Eine unüberwindliche Liebe zum engeren Vaterlande fesselte aber den Jüngling an Oberwald; seine Erinnerungen hafteten an der Gegend von Hardegsen, seine Empfindungen zogen die Phantasie oft an die Gruft der Eltern und er hatte Helmold durch den Maschmüller bitten lassen, die Herzogin über ihn zu beruhigen, da er eine bessere Zeit abwarten wolle, wo er, als Schuldloser am Unglück der Familie, dieselbe Gesinnung des Herzogs für sich finden werde, die dem schuldbeladenen Bruder zu Theil geworden sei, zumal er des Herzogs Rache an Hans von Waake fürchte, wenn jener erführe, daß der Flüchtling hier Heimath und Liebe gefunden habe.

Die Wahl eines neuen Bürgermeisters hatte in der Winterzeit die Stadt lebhaft beschäftigt; einstimmig war Werner Roden gewählt worden. Obgleich der auf dem Vollrutz hausende Vogt Heinrich Kiphut dem Herzoge diese

Wahl als eine feindliche bezeichnet und dabei seinen eigenen Haß gegen den einflußreichen Mann befriedigt hatte, so war der Herzog doch zweifelhaft gewesen, ob er eine gute oder böse Miene dazu machen solle, und die Stadt Braunschweig lag ihm jetzt näher; sie zu beherrschen war sein lebhaftes Verlangen, so daß er darüber die Bürgermeisterwahl geringer achtete und dem Vogte nur eine strenge Wachsamkeit befehlen ließ. Sein Groll gegen die Stadt pflegte stets zuzunehmen, wenn er ihr irgend eine gerechte That in der Noth leisten mußte und sich zu schwach fühlte, Gewalt über das Recht zu setzen. Als er im vorigen Jahre Hardegsen belagerte und die Fehde sich durch die Hartnäckigkeit der Vertheidigung gegen alle Erwartung länger durch die Zeit hinzog, hatte Otto Geld nöthig gehabt und, da seine Kassen durch die bedeutenden Rüstungen erschöpft waren, die Stadt Göttingen, als die alte Feindin des Rostorfer Geschlechtes, um ein Darlehn ansprechen lassen, dessen Wiederzahlung er mit der Rostorfer Beute an Geld oder Acker leisten wollte. Die Stadt hatte dieses Anerbieten abgelehnt, auch gemeint, daß sie nur Geld gegen Kauf und Verpfändung weggeben dürfe und so war Herzog Otto von der Noth getrieben, die Dörfer Roringen und Emborn mit Vogtei und Halsgericht an die Stadt zu verkaufen.

Später, als er die Rostorfer Beute besaß, gereuete ihn der Handel und er hätte nicht geringe Lust verspürt, denselben rückgängig zu machen, aber die Stadt imponirte ihm durch die Parteinahme für das Schicksal der Rostorfer angesichts des Siegers. Als er später auf Wolfenbüttel dem Christoph in übler Laune Vorwürfe machte, daß dessen

Widerstand ihm viel Geld gekostet habe; erwiderte dieser böswillige, lieblose Brudermörder, daß es der Knabe Idan gewesen sei, der durch sein schönes Gesicht und Flehen die Streiter zur Gegenwehr mitleidig angereizt, er aber, der Christoph, erst spät Eingang in die Burg gefunden und sie zu übergeben gerathen habe. Dadurch war Herzog Otto mit besonderem Haß gegen Idan erfüllt und zu dem Befehle gereizt worden, ihn todt oder lebendig einzufangen, wo man seiner habhaft werde.

Christoph, der immer noch der Meinung war, daß der jüngere Bruder das von den Eltern mitgenommene Geld und Geschmeide heimlich erhalten und mit auf die Flucht genommen habe, haßte Idan schon als den Liebling der Eltern, und seine verwilderte Seele besaß keine Empfänglichkeit für Mitleid, wol aber das listige Streben, dem Herzoge zu gefallen und ihm gelegentlich einen Theil des Rostorfer Besitzthums schlau abzugewinnen. Und ein Charakter wie er konnte der Natur des Herzogs Wohlgefallen abzwingen, denn das Böse gesellt sich gern zum Bösen und ein Fürst wie Otto bedurfte zu seiner dauernden Gesellschaft entweder Charaktere, wie Breido von Ranzau, die seiner brutalen Begierde durch Schlauheit, seinem Eigensinne durch kalte Berechnung oder Muth und seinem Hasse und seiner Neigung durch Eingebung dienten, oder einer gemeinen hündischen Natur, wie Christoph war, gleichgültig gegen Ehre, gesinnungslos, willig und in's Geheim habsüchtig lauernd auf des Herrn Schwäche.

Ende des fünften Bandes.

Klencke, Hermann,

Der Herzog an der Leine von Hermann von Maltitz

Bd.: 3,1

Berlin 1861